This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

318/3/2

Saint-Sylvan.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1839.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 MAR 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Drama.

Der Hof zu Bamberg.

Das Jahr 1740 war dazu bestimmt wichtige Veränderungen herbeizuführen. Carl VI. Tod stürzte die Politik Europas in unendliche Verwirrungen. Der Lieblingsgedanke dieses Fürsten, die pragmatische Sanction, wurde als er realisirt werden sollte die Quelle der Zwietracht der europäischen Fürsten. Vier Frauen gingen aus diesen trüben Wirren der Zeit mit Glanz hervor. Zwei derselben bestiegen Kaiserthrone, eine drückte als allwaltende Herrscherin dem Marschall Soubise den Heerführerstab in die Hand, und die vierte, im Unglück groß, die Kurfürstin von Sachsen, erschwerte bis zu ihrem letzten Athemzuge dem Helden des Jahrhunderts jedes Vordringen auf der Siegesbahn.

Ich ſehe im Spiegel der Erinnerung mit Staunen die Thaten jener Tage. Ich ſehe den Stolz der Fürſten, den Enthuſiasmus der Völker und den Sturm der Empfindungen der Menge; aber neben dieſer Größe die Kleinheit der Kabinette, die niedre Heuchelei der Diplomaten, dieſer Scheidekünſtler der Staaten. Erbrochene Depeſchen, nachgemachte Schlüſſel, geſtohlene Chiffern, beſtochene Miniſter, käufliche Günſtlinge, ſchurkiſche Beamte und das gefährlichſte der Mittel, die Koketterie der Frauen, alles durcheinander ſehe ich angewendet, um die Palme des Tages dem Sieger zu entreißen. Mitten durch ſo viel Verrath tönen die Verſe der Poeten, die von Amor und den Grazien plaudern. Welch eine gräßliche Wirklichkeit und welch eine läppiſche Dichtung! Und dennoch liegt Größe, ſtaunenswerthe Größe in dem allem. Die Schlachten Friedrich's wären ohne ſeine Verſe nicht zu erklären. Seine Epigramme fingen den Krieg an, den ſeine Ka-

nonen endeten. Watteau's und Boucher's Amoretten und Demaret's Viola di Gamba stehen in der engsten Verbindung mit dem Marschallstab Soubises und der Schlacht bei Roßbach. Eine Philosophie, die in ihren unberechenbaren Erfolgen noch nicht angefangen hatte die Throne und den Altar zu erschüttern, kitzelte durch ungewöhnliche Reize den Muth der Fürsten, die Thatkraft der Völker auf. Noch einmal vor dem Herannahen der Erschlaffung spielten alle Kräfte wild und jugendlich durcheinander. Deutschland verzehrte in zwanzig Jahren eine Masse Lebenskraft, mit der es für ein ganzes Jahrhundert der Ruhe ausgelangt hätte.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, das ganze glänzende Gedränge dieser ewig denkwürdigen Zeit deinem Auge, mein Leser, vorbeizuführen. Ich sehe schon im Geist Geschichtschreiber sich mit dem ganzen Schmuck ihrer erhabenen Würde rüsten, um die ewigen Wahrheiten aufzubewahren, die sie

aus den Erfolgen der Thaten einer Zeit für die Nachwelt ausgezogen haben. Ich sehe Philosophen mit geläuterter Kraft die kühnen Lehren benutzen, die unsere Seher aussprachen, indem sie eine neue gefährlich schwankende Brücke zwischen Verbrechen, Irrthum und Wahrheit mit keckem Fuße betreten, und endlich sehe ich den Staatskünstler, erschreckt und belehrt durch die warnenden Beispiele dieser wilden Zeit, das von den Schlacken gemeinen Eigennutzes und schmutziger Intrigue gereinigte Gold der Klugheit den Regierungen und Völkern vorlegen. Ich sehe dieses alles im Geiste, und darum bescheide ich mich nur Weniges von jenen welthistorischen Thaten zu berichten, die in die Jahre fallen, welche ich jetzt grade zu beschreiben habe.

Friedrich August hatte seine ruhmvolle Laufbahn geendet, Friedrich August der Zweite bestieg den Thron seines Vaters, und drückte, gesicherter

wie er, die unglückſelige Königskrone Polens auf ſein Haupt. Ich ſchweige von den Vorfällen und Veränderungen im Vaterlande ſeit dieſem Regierungswechſel; ſie waren nirgends erfreulich und ermuthigend. Mein Vater erlebte die Periode des unglücklichen bejammernswerthen Haushaltes Sachſens nicht mehr. Was hätte er, der ſich ſo bitter über ein mit Diamanten beſetztes Jagdkleid ſeines Königs aufhielt, zu den ſiebenhundert gold- und ſilbergeſtickten Röcken des Grafen Brühl geſagt, die man nach deſſen Tode in ſeiner Garderobe fand, was zu den 40 Millionen Schulden, die auf den Erblanden laſteten, als dieſe ſchmachvolle Regierung endlich ſich ihrem Ende näherte? Ich ſah es für den ſchönſten Preis an, den ich erringen konnte, in dieſer Zeit fern von den Marken meines Vaterlandes zu ſein. Fünf Jahre Reiſen und wieder fünf Jahre, die ich der Adminiſtration meiner Güter widmete, füllten den Zeitraum aus, den ich hier überſpringe. Du findeſt mich, mein

Leſer, am Hofe von Bamberg als bevollmächtigter Staatsmann.

Erkennſt du mich wieder? Es tritt der Mann vor dich — bleich, düſter, in ernſter Haltung. Ich gleiche dem Portrait nicht mehr, das Polyxena's Hand einſt von mir entwarf. Der Muthwille, der raſche Ungeſtüm einer jugendlichen Seele iſt entwichen; eine trübe Erinnerung hüllt in ihre melancholiſche Schatten den Geiſt. Ich war — was ich jetzt bin, iſt nicht mein Selbſt; es iſt die Todtenmaske jener erſtorbenen Jugendzüge meines Glückes. Oft lächelt über dieſe bleiernen kalten Züge eine bleiche Röthe, das iſt dein ſüßes Angedenken, Maria, das iſt der Wiederſchein meiner geſunkenen Sonne. Aber glaube nicht, Leſer, daß ich dieſem ſchwärmeriſchen Gedächtniß nun jede folgende Seite dieſes Buches widme. Nein, du ſollſt mich geputzt, lächelnd im Gedränge eines ſeltſamen Maskenzuges ſehen. Ich öffne dir den lauten Saal meiner Zeit,

wo im wilden Tanz trunkene Philosophen und lachende Bayaderen durcheinander wirbeln. Ich selbst verberge mich an der Thüre, wenn du nicht geflissentlich mein bleiches Antlitz sehen willst, so bemerkst du es nicht.

Sieh da den Neujahrsmorgen dieses merkwürdigen Jahres, das mit Kronen spielt und mit Eiden scherzt, das die Völker zur Schlachtbank führt und die Treulosigkeit der Fürsten entlarvt, wie bringe ich ihn zu? Vor meinem Spiegel sitzend und meinem getreuen Georg nachgebend, der mich versichert ich müßte auf die linke Wange durchaus ein Schönpflästerchen legen. Ich laß ihn gewähren, mechanisch laß ich mich in den goldgestickten Rock hüllen, ein breites Ordensband wird mir umgelegt, Georg betrachtet mich wohlgefällig, er hat immer noch am Bau der Locken zu ändern; er ist in diesem Augenblicke mit dem Pudermesser an der Stirn, im nächsten mit der Silberbürste an den Schuhschnallen. Guter Georg,

dein Herr will Niemandem gefallen, er ist nicht mehr der junge Gardecapitain, der sich zu einem Ball putzt, er ist der Gesandte an einem geistlichen Hofe, und wenn er zu gefallen strebt, so thut er es weil es ihm in seinem Creditif vorgeschrieben ist. „Wahrhaftig, Herr Graf!“ rief der treue Diener unwillig, indem er seine vielen Toilettengeräthschaften bei Seite legte, „Sie thun doch ganz so als wären Sie fünfzig Jahr, und sind doch erst fünf und dreißig. —“ „Fünf und dreißig?“ wiederholte ich leise bei mir. „Du hast die Jahre nicht mitgezählt, deren jedes das Gewicht eines Menschenalters auf diese Brust gelegt.“

Pommersfelden ist ein Lustschloß in der Nähe von Bamberg. An diesem Tage, es war der erste Januar des Jahres 1741, empfing hier die Gräfin Appiani, eine Nichte des Fürsten, die Cour. Sie war Wittwe, häßlich, verwachsen, intriguant und von großem Einfluß auf den Fürsten,

der sie seinen kleinen Abgott nannte. Wahrlich nie ward ein häßlicheres Ideal verehrt. Wie alle Verwachsene liebte sie den Putz. Jeden krüppelhaften Ausbug ihres Körpers bezeichnete ein Diamant von unschätzbarem Werthe. Sie glich einem Epigramm voll Pointen. Da sie klein war, trug sie die größte Coeffüre im heiligen römischen Reiche, und die Absätze an ihren Schuhen glichen kleinen Stelzen. Der Reichstag von Regensburg hatte, wie man versicherte, mehr als einmal die Spitze dieser Absätze gefühlt.

Das Gedränge der Kutschen, um in den Hofraum zu gelangen, war ohne Ende. Aus den fernsten Städten waren die Gesandten der Fürsten herbeigeeilt, um mit dem größten Glanz ihre Herren zu vertreten. Man sah alte berühmte Diplomaten sich und ihre Perücken mit Mühe aus den gläsernen Käfichten herauswickeln, um auf dem Altare der Göttin der Politik ihr Opfer hinzulegen. Die große Prachttreppe mit dem herr-

lichen Plafond von Marchini ist in einem Augenblick mit einem wandernden Tulpenbeet von prunkenden Uniformen bedeckt. Degengeklapper, Puderwolken, schnarrende Komplimente, ein leichtes Gelächter, dumpfes Stöhnen der Podagristen, und unvorsichtiges Stolpern über die Teppiche. Ueber den ganzen heranwandernden Schwarm breitet die Göttin des Ruhms ihre marmornen Arme aus. Endlich ist man oben, die Thüren werden geöffnet und an der Hand seiner Nichte tritt der Fürst-Bischof, Graf von Schönborn, ehemaliger Reichsvicekanzler, in den Kreis.

Ich achte diesen Fürsten persönlich, ein vertrauter Umgang hat mich zu seinem Freunde gemacht; aber sein erstes Auftreten war nicht gewinnend. Er war groß, hager, mit einem starren, ausdruckleeren Gesichte. Eine nicht zu überwindende Befangenheit bewirkte, daß er stockte wenn er sprach, und daß sein Blick nur wie im Fluge denjenigen streifte, mit dem er grade sich

im Gespräch befand. Der Ehrgeiz und die natürliche Lebhaftigkeit seines Charakters hatten ihm anfangs eine andere Laufbahn wünschenswerth gezeigt; der Lorbeer des Krieges dünkte ihm allein des Strebens eines Mannes werth. Die wunderbaren Thaten Marlborough's und Eugens, die damals Europa erfüllten, lockten fast unwiderstehlich den ehrsüchtigen Jüngling in die Reihen der Soldaten; aber die Umstände entschieden gegen seine Neigung, und so hüllte auch hier der schwarze Priesterrock ein ungestümes, widerstrebendes Herz ein. Seine hohe Stellung, die Achtung der Fürsten, die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, das blühende Bamberg vermochten ihn nicht zu trösten über ein unfreiwillig erfülltes Gelübde. Zu stolz, selbst seinem Gotte gezwungen zu dienen, sah er sich in eine elende Knechtschaft verbannt, die besten Kräfte seiner Seele gelähmt. In den Momenten des Mißmuths löste dann seine Nichte geschickt die drückende Fessel von seinem Busen. Aehnlich der

einnehmenden Schlauheit David's bei dem Trübsinn Saul's, herrschte ihre gewandte Klugheit über den ehrlichen männlichen Schmerz. Sie rief unermüdlich die Künste und die Pracht zu Hülfe um den Mißmuth zu besiegen. Kostbare Feste beschäftigten die Eitelkeit und den Ehrgeiz des Grafen, und wenn es ihr dann gelang, wenn sie ihn eingeschläfert, und ihn seinen müßigen Träumereien hingegeben sah, ergriff sie den Scepter und beherrschte mit weiblicher Laune einen edeln Fürsten und ein treffliches Land. Das Resultat war, daß man anfing sie zu hassen, und daß man aufhörte ihn zu lieben.

Wir wallen im Kreise, der uns umsteht, etwas umherschauen. Es finden sich große Nasken unter diesen schönen geputzten Herrn. Wer ist der Mann dort am Pfeiler, in einer etwas nachlässigen Haltung, schön wie Apoll, mit einem Zug von Stolz und Verdruß auf den blühenden Lippen? Abgewendet von der Menge, wirft er von

Zeit zu Zeit einen trüben gelangweilten Blick auf den Garten herab. Die dunkeln Augen unseres Ritters sind halb geschlossen, und die Hand spielt mit einem diamantnen Kreuz; wer ist's? — der Graf Lynar, später der Liebling Annens, das Entzücken und die Verzweiflung zweier kaiserlichen Frauen, die sich um den Besitz seines Herzens streiten. Immer unzufrieden, immer gelangweilt selbst auf den Polstern des Throns und in den Armen der Geliebten, ist dieses junge Gesicht die Aufgabe des Studiums der geschicktesten und ältesten Diplomaten. Wer kann den Trübsinn entrathseln, der zwischen den majestätischen Bogen dieser schönen Brauen sich lagert, sich auf die seidnen Wimpern dieses zum Herrschen gebornen Auges senkt? Wer es kann gewinnt Provinzen, erhascht Ehrenstellen. Ist's ein Staatsgeheimniß, ein nah sich verkündendes Unglück, worüber der schöne Graf sinnt? Ach nein — Amaryllis, seine Lieblings-Jagdhündin, hat keinen Appetit

gezeigt, die Kiste mit den englischen Reitgerten ist nicht angekommen. Das sind Widerwärtigkeiten, die die Liebkosungen einer Kaiserin nicht wieder gut machen können, die der Scharfsinn keines Diplomaten entwirrt.

Gleich neben dem schönen aber dummen Grafen steht der Prinz von Rohan, berüchtigt durch seine kleinen frivolen Soupé's und die Ungnade Marien Theresiens. Noch ist die Sonne seines Ruhms im Steigen, noch liegt auf dieser offnen lächelnden Stirn kein Schatten jener Ungnade zweier Fürstinnen, die ihn später stürzten, noch hatte der geistreiche Zug von Spott, der um seine Lippen schwebt, ihn nicht der Marquise von Pompadour als ein brauchbares Werkzeug, um sich an den Reizen und der Sanftmuth Marie Antoinettens zu rächen, empfohlen. Der edle Prinz und der nicht minder edle Graf [illegible] vollkommen würdige Repräsentanten ihrer Zeit. Der Eine, geistreich, von den Frauen verfolgt, der Andere,

ſchön und einfältig, und von den Frauen angebetet.

Zwei Schritte von ihnen entfernt ſteht ein noch junger Obriſt in preußiſcher Uniform. Niemand beachtet ihn, ſein rothes, volles Geſicht ſcheint mit dem Stempel der Tugend und Unbedeutenheit gezeichnet. In dieſen hellblauen Augen ſchimmert kein intereſſantes Verbrechen, keine pikante Verdorbenheit. Er iſt ſo geſund und folglich ſehr tugendhaft — das erregt Langeweile. Man dreht ihm den Rücken. Es wird ihm kein franzöſiſches Epigramm und keine Priſe Taback angeboten. Man findet, daß ſeine Beine übermäßig muskulös ſind und daß er viel Platz einnimmt. Und doch — auf dieſem Haupte liegen die Lorbeern von dreißig Schlachten, auf dieſes derbe Knabenantlitz zeichnet Clio mit blutigen Narben die Geſchichte eines der glänzendſten und merkwürdigſten Kriege. Zwanzig Jahre ſpäter ſah ich denſelben Jüngling, faſt zum Greiſe geal-

tert unter dem Pulverdampfe siegreicher Schlachten als geprüften Freund Friedrichs im Lager zu Zorndorff.

Wer ist die lange Figur von einer fast ängstlichen Dürre, in einem spechtgrünen Kleide, auf dem silberne Weinranken gestickt sind? Eine drollige Parodie auf den schönen jugendlichen Gott der Traube. Er füttert seine knöcherne spitze Nase unaufhörlich mit spanischem Taback, indeß er dabei in gebrochenem Französisch lüsterne Späße wispert. Sein Stehen ist ein immerwährendes sich auf die Fußspitzen heben, und was er erlauscht theilt er seinem Nachbar mit. Es sind boshafte Bemerkungen über alle Welt. Nichts entgeht ihm, alles nimmt die Spitze eines Epigramms an, und das Unschuldigste geht schuldig aus seinem Munde wieder hervor. Dieser ehrwürdige Herr hat schon tausend Gestalten angenommen, er war Advokat, Mönch, Parfümeriehändler, Soldat, Diplomat, Spion, schöner Geist, er hat einige kleine Infa-

mien auf sich geladen, falsche Testamente gemacht, Vergiftungen unternommen, Spitzbübereien, auf die der Galgen oder die Galeere steht, aber man sieht ihn ungehindert in allen guten Gesellschaften. Er ist die Würze jedes Soupé's, und von einem Hofe eilt er zum andern. Neben ihm steht ein Ludwigsritter in dem Costüm seines Ordens, und Knixe machend wie eine Dame. Neben diesen ein alter östreichischer General, auf das Podagra seiner eignen Beine und die parfümirten Manchetten seines Nachbars fluchend. — Wer ist aber dieses offene geistvolle Gesicht, diese Gestalt voll Ungezwungenheit und Anstand? Mit Liebe verweilt das Auge auf diesen ehrlichen Zügen, nachdem es der Grimassen der Mode und Eitelkeit müde geworden. Wer ist dieser junge Mann, dessen Brust keine Orden zieren, auf dessen Antlitz aber große Hoffnungen zu ruhen scheinen. Es ist Grimm, der deutsche Abbe Cotin, doch ehrenvoller endigend wie dieser. Später der Freund Rousseau's und

Diderot's, der Mann des Talents, der Verkündiger der Triumphe der Wissenschaft, der Vertraute der größten Geister seiner Zeit. Nennet mit Achtung seinen Namen spätere Jahrhunderte! Hier am Hofe zu Bamberg sah ich den achtzehnjährigen Jüngling zum ersten Mal, später in Paris schloß ich einen engen Freundschaftsbund mit ihm, wo er mich in die Kreise der Encyklopädisten führte.

Nachdem die ermüdenden Ceremonien der Mittagstafel vorüber waren, wurden die Kerzen angezündet, um zum Balle zu leuchten. Es machte einen zauberischen Anblick als die Thüren sich öffneten und plötzlich eine Schaar geputzter Frauen in den Ballsaal trat. Der Reichthum der Stoffe, die wallenden Federbüsche, die blitzenden Diamanten gewährten einen imposanten Eindruck, und ließen vergessen, daß man an dem Hofe eines geistlichen Fürsten war. Aber die Einfachheit der Haushaltungen der Diener der Kirche war längst ent-

ſchwunden. Aus den Erzählungen meines Vaters wußte ich wie früher die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg gelebt hatten, jene Höfe waren finſter und ascetiſch gegen die jetzigen Schauplätze der ausgeſuchteſten Genüſſe, der geſchmackvollſten und wollüſtigſten Freuden. In eine Ecke des Saals zurückgezogen ſah ich einer Menuet zu, die eben von einem Paare mit aller nur erdenklichen koketten Geziertheit und der graziöſeſten Prunkſucht getanzt wurde. Ich trete näher, ich höre flüſtern, ich blicke genauer hin und der Tänzer ſcheint mir nicht unbekannt. Es koſtet wenig Mühe ſeinen Namen zu erfragen; wie erſtaune ich, als ein geliebter Klang in mein Ohr tönt: es iſt Dohna; es iſt Achill, den ich weit von hier wähnte, und der mir jetzt unerwartet unter der Maſſe fremder Geſichter entgegentritt. Kaum hat er den Tanz geendet ſo flieg ich auf ihn zu, ziehe ihn in ein Nebenzimmer und falle mit Freudenthränen an ſeine Bruſt. Auch er iſt überraſcht,

auch er weis nicht wie ich hierherkomme. Fragen und Antworten verschlingen einander. Wir betrachten uns lächelnd und mit erstaunten Blicken, und jeder findet den Freund auf eine seltsame Weise geputzt und verändert. Ich gestehe ihm offen, daß ich ihn um zehn Jahre verjüngt halte, und er sagt mir, daß mein ernstes Gesicht und meine bleiche Wange sehr wenig zu meinen Ordensbändern und goldnen Stickereien passen. Kaum können wir das Ende des Balles abwarten; wir werfen uns beide in unsern Wagen; es ist kalt, wir schließen die Fenster, wir hüllen uns in unsre Pelze und jetzt, während wir nach Bamberg zurückfahren, beginnen jene köstlichen gemüthlichen Plaudereien, die die Freundschaft so süß und erquickend machen, und die besonders reichlich nach einer langen Trennung aus dem Herzen fließen. —

„Du bist nicht in Dresden?" — „Konnt ich wohl; Brühl's Administration, sein immer steigender Einfluß" — „Ich verstehe, der kleine

Silberpage ist dir nicht gewogen.“ — „Aber du? ich meinte du wärest auf deinem Posten in Mainz?“ — „Still, da gibt es Geheimnisse.“ — „Die ich respektire. Es freut mich nur, daß du nicht mehr der grübelnde Philosoph bist wie in Dresden, wo du auf dem Kanapee ausgestreckt mir Vorlesungen über den Plato hieltst. Du bist wieder jung, du bist wieder froh, du tändelst wieder mit Frauen.“ — „Ach Sylvan, blicke tiefer in dieses Herz, du wirst es immer noch finden wie früher.“ — Diese aphoristischen Ausrufungen wurden durch eine zärtliche Umarmung geschlossen. „Es ist alles gut,“ rief ich, „ich habe dich; ich fühle die Wärme deines Herzens, deines Mundes; ich fühle den markigen Druck der lieben Hand. Ich bin ruhig. Jetzt laß uns zusammenhängend sprechen. Was führt dich hierher? Gestehe mir, Sachsen ist in Gefahr. Ach, ich sah längst eine Katastrophe vorher.“

„Du irrst,“ erwiederte Achill. „Die Um-

stände lenken sich für uns günstig. Gegen die Erbfolge in Oestreich ist direkt von unserer Seite noch kein Schritt gethan; obgleich man öffentlich eine Verbindung Sachsens mit Preußen, Baiern, Frankreich gegen Oestreich wünscht. Brühl zeigt sich schwankend und geheimnißvoll; er hat mich herbeschieden, um wichtige Papiere in seine Hand zu spielen, die er haben muß ehe er sich entscheidet. Dieses Mannes Politik muß fürs Erste auch die meinige sein. Durch Opposition gewinne ich nichts und verliere alles. Es kann sein, daß uns das nächste Jahr die Proklamation des Kriegs bringt, alsdann, mein Freund, wirst du mich endlich an meinem Platze sehen. Der Ehrgeiz der natürlichen Söhne August's drängt zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Moritz von Sachsen dürstet nach Ruhm. Der Graf von Cosel will nicht in Dresden müßig auf Kosten seines großen Namens leben, ebenso der Chevalier von Sachsen.“

„Halt ein,“ rief ich lebhaft, indem ich die

Wolke von Mißmuth bemerkte, die bei Nennung dieſer Namen über die Stirne Achill's flog, „wozu alte Erinnerungen wecken, die uns beiden nichts frommen? Berichte mir, was zunächſt dein Geſchäft hier am Bamberger Hofe iſt.“

„Haſt du mich nicht mit der ſchönen Marquiſe von Florval tanzen ſehen?“ erwiederte Achill mit einem düſtern Lächeln. „Siehſt du nicht, daß ich mich dieſer kleinen Göttin zu gefallen adoniſirt habe? Ich bitte dich erzähle Niemandem, daß ich ſchon das vierzigſte Jahr überſchritten habe.“

„Nur weiter!“ rief ich lachend.

„Madame Zepherine Florval war früher, ehe ſie den ſehr ehrenwerthen Marquis heirathete, die Maitreſſe des Marſchall Belle-Isle. Er ſteht mit ihr fortwährend in Verbindung, und wie ich gewiß weiß, iſt meine Göttin in Beſitz gewiſſer Papiere, deren Inhalt uns geheim gehalten wird, und den wir dennoch wiſſen müſſen, um nicht in

die fatale Lage zu gerathen, die dupe der andern Mächte zu sein.“

„Ah, und du gibst dich dazu her?“ —

„Warum nicht? Mit meiner Philosophie ist dergleichen sehr vereinbar. Ein kokettes Weib, das Verstand besitzt und grade frivol genug ist, um die Klugheit auf Kosten der Sinnlichkeit zuweilen ein wenig einzuschläfern, ist eine Oase in der Steppe der Diplomatie. Ich mache mit ihr Musik, ich singe, wohl oder übel, eine Arie von Piccini, ich tanze, ebenfalls wohl oder übel, mit ihr eine Menuet, und siehe da, ein paar Dutzend Meilen von uns entfernt weis man was man wissen will. Ist das nicht leichte Arbeit?“

„Gewiß, und ich wünsche dir Glück dazu. Die Marquise ist wirklich eine Eroberung, die der Mühe werth ist.“

„Sie ist recht niedlich. Meiner Eitelkeit schmeichelt es, daß ich ein paar recht hübsche Knaben, deren Vater ich sein könnte, bei ihr

ausgestochen habe. Aber so sind die Weiber! der Erfahrene siegt. Aber lassen wir die Possen. Ach, Sylvan, welch ein Gestirn geht am Himmel unseres Jahrhunderts glänzend auf. Meine Gebete, meine schwärmerischen Entzückungen folgen diesem gebenedeiten Geiste. Hast du noch nichts ausführlicheres von Friedrich von Preußen gehört?"

„Man nennt ihn bizarr; Einige wollen in ihm einen zweiten Carl XII. sehen."

„Wie falsch, wie irrthümlich! der besonnenste, klarste, mit sich abgeschlossenste Geist. O Freund, du glaubst, daß ich in der Zeit wo unser Briefwechsel stockte in Mainz war? Was sollte ich da an einem müßigen Hof? Ich war in Berlin, ich war in der unmittelbarsten Nähe dieses anbetungswürdigen Fürsten."

„Man spricht von seinem maßlosen Ehrgeiz."

„Den besitzt er; allein das ist eine fürstliche Tugend. Wäre Cäsar ohne sie Cäsar gewesen?

Aber Friedrich iſt Philoſoph zugleich. Aus dem klaren tiefen Bronnen der Wiſſenſchaft und Weisheit ſchöpft der Menſch für die heißen Tage des Helden Erquickung. Den ſtürmenden Entwürfen ſeines Ehrgeizes hält ein kluger Sinn der Mäßigung die Waage. Dabei iſt er ſo durchaus liebenswerth, ſo ganz geſalbter König der Geiſter, daß man ewig uneins iſt, ob man ihn in glühender Entzückung in die Arme ſchließen oder in ſcheuer Ehrfurcht vor ihm niederfallen ſoll.“

„Du ſchwärmſt, Achill. Dein Herz reißt dich fort. Ich verſichre dich, ich habe über dieſen Fürſten mehr Tadel als Lob gehört.“

„So macht es die Welt. Sie will Beweiſe. Sie glaubt einer ſchönen heiligen Intelligenz nie aufs Wort; ſie muß immer erſt Briefe und Siegel über die Göttlichkeit des Genius haben. Ich aber kenne dieſen Mann, ich ſehe in ihm meine Träume, meine Hoffnungen verkörpert. Ich habe erſt Inhalt und Bedeutung in meinem Leben gefunden,

seit dem er erschienen ist. O warum kann ich nicht seiner Thaten Werkzeug sein!"

„Schweig, so spricht kein Mann. Du bist in deiner Bewunderung zum Weibe geworden. Ich kenne dich nicht mehr; ich kenne in dir den kalten stolzen Tadler der Welt nicht mehr, den Philosophen der prüfend und zweifelnd auf jede hervorstechende Erscheinung herabsah."

Achill sah mich mit einem überraschten Blick an. „Erkenne daran des Mannes Größe und die Wirkung die er auf seine Umgebung äußert, daß er mich so umgewandelt hat," erwiederte er ernsthaft. Ich schwieg; unser Gespräch nahm bald darauf eine andere Richtung. In früher Morgenstunde langten wir in Bamberg an.

Das geheimnißvolle Haus.

Ich habe noch zu berichten wie mein treuer Georg wieder in meine Dienſte gekommen. Der einfältige Sinn dieſes Naturſohnes hatte von den künſtlichen Beſtrebungen der „Seelenfänger" nur auf kurze Zeit beſtrickt werden können. Er kam wieder zur Beſinnung, das heißt, zu mir zurück. Dies iſt die einfache Geſchichte meines treuen Knaben. Das Reſultat dieſer Verfolgungen war jedoch, daß Georg jetzt ein entſchiedener Skeptiker geworden; daß keine Religionsmeinung, ſie mochte Namen führen welche ſie wollte, mehr irgend einen Eindruck auf ihn machte. „Ich gehe mit Ihnen, Herr," ſagte er mir oft, „und wenn Ihr Weg zur Hölle führte, mir gleich. Ich glaube in der Hölle hat man einen treuen Diener nöthiger als hier auf der Oberwelt." Aber Georg

hatte, trotz seiner Philosophie, einige Schwachheiten; zum Beispiel war ihm das Nachbarhaus immer ein Gegenstand unmännlicher und unüberwindlicher Furcht. Dieses Haus war aber in der That ein seltsames Haus, und mit Georg fürchtete sich die halbe Stadt Bamberg vor diesem Hause.

Man denke sich ein alterthümliches Gebäude, halb zerfallen, mit Giebel, Erker und Thürmchen, und einer Mauer rund herum, wie man sie nicht mehr in jenen friedlichen Zeiten sah. Die Sage berichtete, daß ein alter schwedischer Obrist aus dem dreißigjährigen Kriege dieses Kastell bewohnt, und auch in demselben gestorben sei. Allnächtlich wandelte der Geist dieses Helden durch die alten Säle und Gemächer. Man sah Licht und hörte unerklärliche Klänge. Schon seit Jahren waren die wenigen Miethsleute, die es gewagt hatten hier einzuziehn, wieder entflohn, und das Gebäude stand völlig leer. Da es dicht an das Haus stieß, in dem ich wohnte, hatte ich öfters Gelegenheit

die abergläubige Scheu zu bemerken, die die Bewohner des ganzen Stadtviertels vor dem einsamen Hause hatten. Georg bat mich öfters dringend von hier fortzuziehen, allein mir schien die Lage nahe bei dem bischöflichen Pallast zu erwünscht, um auf so unhaltbare Gründe hin meine Wohnung zu wechseln.

Zwei Tage nach meiner Audienz in Pommersfelden ereignete sich grade mit diesem verfallenen Hause ein Vorfall, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Um Mitternacht wurde ich durch ein unerklärliches Geräusch aus dem Schlummer geweckt. Ich blickte auf und sah die Wand meines Zimmers sich öffnen. Bei dem matten Schimmer des Nachtlichts konnte ich nicht recht unterscheiden wo diese Oeffnung stattfand, doch glaubte ich zu bemerken, daß die Gestalt aus dem Rahmen eines Bildes heraustrat, das fast die ganze Hinterwand des Gemaches einnahm. Ohne Furcht richtete ich mich auf, und sah die Erscheinung

mit feſtem Blicke an. Sie war in das lange ſchleppende Gewand einer Mönchskutte gehüllt und trug die Hände in weite Ermel gewickelt. Sie blieb vor meinem Bette ſtehn, zwei funkelnde Augen ſahen mich aus der Höhlung einer ſeltſam geformten Larve an. „Wer biſt du?“ fragte ich. „Ein Weſen wie du,“ tönte mir die Antwort entgegen, „Aus Irrthum und Sünde zuſammengeſetzt.“ — „Was ſuchſt du bei mir?“ — „Deine Theilnahme am Werke meiner Brüder.“ — „Wer ſind dieſe Brüder?“ — „Kinder des Staubes, die aber das Licht eifrig ſuchen. Willſt du uns näher kennen lernen?“ — „Wenn ich es wollte, welch einen Nutzen brächte mir das?“ — „Den Frieden des Bewußtſeins, den der rechtliche Mann erwirbt, der zum Beſten der Menſchheit wirkt.“ — „Nenne dich!“ — „Meinen irdiſchen Namen ſchrieb ich in das Waſſer des Meers und in den Sand der Wüſte als ich in die Verbindung trat, mein himmliſcher iſt mir noch

nicht bekannt geworden.“ — „Wie willst du, daß ich dir traue?“ — „So wie ein Mensch dem andern vertraut, von dem er noch nichts Böses weis.“ — „Gut, führe mich in die Versammlung deiner Brüder; ich vertraue dir.“ — „Um drei Tage komme ich dich abzuholen, sei meiner um die dritte Stunde nach Mitternacht gewärtig.“

Mit der Beendigung dieses Gesprächs verschwand mein nächtlicher Besucher, aber nicht dort wo er hergekommen, sondern durch die Thüre in den Vorsaal worin Georg schlief. Dieser hatte nichts gehört und gesehen. Der feste Schlummer dieses ehrlichen Burschen trotzte allen Erscheinungen, sie mochten nun natürlich oder unnatürlich sein. Ich verschwieg ihm auch sorgfältig was ich erlebt, ebenso erfuhr er auch nichts von dem Entschluß, den ich faßte, mich mit den geheimnißvollen Männern der Nacht in Verbindung zu setzen. Das Wagstück konnte übel ablaufen; es fielen mir tausend Bedenklichkeiten ein; allein eine

ſtarke Stimme in meinem Innern übertäubte dieſe und trieb mich unwiderſtehlich an jene Unbekannten, die mich zur Genoſſenſchaft hatten einladen laſſen, aufzuſuchen. Ich habe während meines ganzen Lebens immerdar dieſen Trieb empfunden und auch ſchon manches Opfer ihm gebracht. Das Verborgene reizt mich mit einer Macht, der ich nicht zu widerſtehen vermag. Ich war daher um die beſtimmte Stunde bereit, und als mein Mann erſchien, hatte ich eben nur noch Zeit ein paar Piſtolen unvermerkt einzuſtecken. Wir ſtiegen durch eine verſteckte Thür, die wie ich jetzt ſah im Bilde ſelbſt ſehr künſtlich angebracht war, eine Treppe herab, die auf einen Gang führte, welcher beide Häuſer mit einander verband. Ich befand mich alſo jetzt in dem „unheimlichen Hauſe.“ Die Bauart war überraſchend. Ein alterthümlicher Saal mit Schnitzwerk und Tapetenreſten bekleidet dehnte ſich in's Unermeßliche vor uns aus. Die dürftige Lampe meines Füh-

rers machte in ihrem flackernden Schatten die koloſſalen Dimenſionen und den abenteuerlichen Schmuck doppelt gewaltig. Unſere Schritte hallten laut wieder. Der Bewurf der Decke bröckelte herab, und vom Nachtwinde gelöſt fielen aus dem loſen Blei Glasſtücke der hohen Spitzbogen-Fenſter herab. Wir ſchritten an Tiſchen vorüber, an denen ein längſt untergegangenes Geſchlecht geſchwelgt hatte. Es war mir als wichen ganze Reihen flüchtiger Schatten bei unſerer Annäherung von dannen. Auf einem Ausbau an der breiten Wand, den Fenſtern gegenüber, lag Gerülle und darunter alte Inſtrumente, Trommelbecken und Poſaunen. Mein Gefährte ließ mir Muße alle dieſe Betrachtungen anzuſtellen, er ſuchte lange aus einem Bund Schlüſſeln denjenigen heraus, der zu der Thür paßte, vor welcher wir jetzt ſtanden. Sie öffnete ſich und von neuem ſah ich einen langen Gang vor mir. Die kalte Luft und ein heftiges Schneegeſtöber blies

durch die offenen Arkaden hinein und beſchleunigte unſere Schritte. Eine kleine Treppe nach alter Art gewunden führte uns endlich zum Ziel der Reiſe, in ein Kabinet, das ziemlich wohnlich ausſah und mit einigen Wandlichtern erleuchtet wurde. Hier verließ mich mein Führer, indem er mich bat ſo lange zu warten, bis er mich der Verſammlung werde angemeldet haben. Ich warf mich auf einen Stuhl nieder und überließ mich den Betrachtungen meiner ſeltſamen Lage. Es dauerte nicht lange ſo erſchienen zwei Vermummte, die mich untern Arm nahmen und ins Nebenzimmer führten. Hier ſah ich ungefähr zwölf Männer, die auf- und niederſchritten, einige am Kamin ſaßen, andre an kleinen Tiſchen ſich eifrig unterhielten und eben keine große Aufmerkſamkeit meinem Eintritt ſchenkten. Das Gemach war wohnlich, ja ſogar luxuriös eingerichtet, und die Geſellſchaft glich einem zur heitern Freude verſammelten kleinen Männerkreiſe. Nur war

der Unterſchied, daß alle durch Larven und Kutten unkenntlich waren. Gleich nach mir traten noch einige andre Gäſte herein, die hier vielleicht eben ſo wie ich Neulinge waren, und um die die Geſellſchaft ſich eben ſo wenig zu bekümmern ſchien. Ich ſetzte mich in das Fenſter, lüftete ein wenig die Larve, und hörte mit Aufmerkſamkeit ein Geſpräch an, das zwei Verkappte neben mir führten. Es betraf die Politik, und ich kann geſtehen, noch nie hörte ich mit ſolcher Schärfe und Umſicht gewiſſe Meinungen verfechten und Grundſätze angreifen, die man in der Welt für achtbar hielt. Trotz aller Mühe, die ich mir gab, die Stimmen der Sprechenden zu erkennen, blieben ſie mir doch völlig fremd. Die eine Geſtalt war klein und in eine ganz beſonders faltenreiche Kutte vermummt, die andre war lang und hager, und erinnerte öfters durch das Pathetiſche der Geſten an einen Kanzelredner. Ich glaubte in ihm einen bekannten Jeſuiten zu erkennen,

den ich am Hofe des Biſchofs geſehen und als einen geiſtvollen Mann hatte beurtheilen lernen; aber die Meinungen, die er äußerte, ſtimmten nicht mit denen dieſes geſchmeidigen Jüngers Loyola's überein. Die kleine Geſtalt deckte mit einer bewundernswürdigen Sachkenntniß die hülfloſe Lage Sachſens auf, tadelte bitter jede Maßregel Brühl's, lieferte ein, wie ich leider geſtehen muß, ſehr ähnliches Portrait des ſchwachen indifferenten Königs und gab zuletzt in kurzen prophetiſchen Ausſprüchen das Ende an, das nothwendig traurig für Sachſen in den jetzt beginnenden Feindſeligkeiten ſein mußte. In der Leidenſchaft des Geſprächs verſtieg ſich die Stimme des Kleinen oft in einen hellen kreiſchenden Ton, der mich auf den Gedanken brachte, es könne hier wohl eine Frau verſteckt ſein. Ich ſtand auf und beobachtete die Geſtalt näher; allein ſie ſchien dieſes zu bemerken, und mit einem unwilligen Seitenblick auf mich winkte ſie ihrem Gefährten

und verſchwand mit ihm unter der Menge. Das Zimmer hatte ſich unterdeſſen mit lauter braunen Geſtalten gefüllt. Es gewährte einen ſonderbaren Anblick dieſe phantaſtiſche Verſammlung und ihre weißen langen Maskennaſen, die ſich gegeneinander mit unverſtändlichem Gemurmel bewegten, zu betrachten. Ein dicker Mann kam auf mich zu, machte mir eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Maske, Ihr ſeid hier zum erſten Male, ſagt mir doch wie Euch die Geſellſchaft behagt.“ — „Ich danke Euch, Maske, für Eure Theilnahme,“ entgegnete ich, „fürs Erſte kann ich Euch mein Urtheil noch nicht offen mittheilen; allein ſeid verſichert, daß alles was ich höre meine Aufmerkſamkeit in hohem Grade anſpricht.“ — „Das iſt für den Anfang genug. Wir danken Euch, Maske. Niemand geht darauf aus Euch auszuforſchen; thut alſo ganz nach Eurer Bequemlichkeit. Ihr werdet hier manches hören was anderwärts Euch nicht zu Ohren käme.“ — Wir machten nach dieſen

Worten wiederholte Verbeugungen und trennten uns von einander. Ein lebhaftes Geſchrei am Kamine zog mich an; ich trat näher und ſah wiederum die kleine groteske Maske im Streit ſich gegen drei Gegner heldenmäßig wehren. Es war vom Umſturz der pragmatiſchen Sanction die Rede und von den Anſprüchen des Bairiſchen Hauſes auf die öſterreichiſche Erbfolge. Jene drei vertheidigten Oeſtreichs Intereſſe, der Kleine jedoch griff es an und wies auf Preußen, in deſſen Händen die Zukunft Europens läge. Dieſe kühne Meinung erregte eine allgemeine Senſation. Von den fernſten Tiſchen drängten ſich die Masken herbei, Stühle, Tiſche wurden umgeworfen, man riß ſich einander beinahe die Kutten vom Leibe, um nur zu hören was der Kleine ſprach. Dieſer fuhr fort die künftige Größe des Hauſes Brandenburg zu zeigen, und entwickelte dieſe Behauptung aus einer ſo ſcharfen und detaillirten Auffaſſung der großen Eigenſchaften des Königs, daß wir alle

voll Verwunderung ſtanden. „Wer iſt die Maske?“ fragte ich unwillkührlich, fortgeriſſen von Neugier und Staunen, meinen Nachbar. „Wir kennen ſie nicht,“ entgegnete er mit einem unwilligen Tone; „überhaupt kennt hier Niemand den Andern. Wir ſind zufrieden, wenn wir uns nur ſelbſt kennen lernen.“

Dieſe Zurechtweiſung nahm ich, da ich ſie verdiente, ohne Vorwurf auf. Die Geſellſchaft verlor ſich nach und nach wie ſie gekommen war, und ich fand, ins Vorzimmer tretend, meinen Begleiter ſchon auf mich wartend. Er führte mich denſelben Weg hinauf und verſprach auf meinen Wunſch mich nach Verlauf von zehn Tagen wieder abzuholen. Die gehörten Anſichten waren mir ſo merkwürdig, daß ich den übrigen Theil der Nacht wach blieb, um ſie niederzuſchreiben. Ich beſuchte jetzt unausgeſetzt den ganzen Winter hindurch die Verſammlungen, und ich bekenne, daß ich ihnen großen Dank ſchulde. Nie hörte

ich eine ſolche Fülle wohlunterrichteter und umfangreicher Urtheile, nie ſo kühne und geiſtreiche Hypotheſen. Es iſt wahr, der Geiſt dieſer Verſammlungen zeigte ſich als ein revolutionärer, allein eine Seele, die die Tugend und Wahrheit eifrig ſucht, mußte die offene Politik der damaligen Tage als ein Gewebe der kleinlichſten Lügen verachten, und die geheime Politik ſtand im offenen Widerſpruche mit der öffentlichen. Da die Freiheit der Meinungen unter einem unerbittlichen Interdikt lag, ſo blieb alſo kein andres Mittel übrig, entweder man mußte ſich gutwillig, was die öffentlichen Angelegenheiten betraf, zur dupe halten laſſen, oder man wählte den geheimen und verbotenen Weg, um die rechtliche Meinung eines einſichtvollen Mannes zu erfahren.

Auch hierin haſt du es beſſer, du kommendes Jahrhundert! Deine Männer werden als Männer ſich zeigen dürfen, frei vor dem Geſetz in Meinung und That. Nicht ins Dunkel unterirdiſcher Ge-

TAYLOR INST. OXFORD

mächer werden deine Patrioten ſchleichen müſſen, um in heftigen Debatten die Wahrheit zu ermitteln, ſie wird als ein Gemeingut Jedem angehören der ſie offen und in guter Abſicht ſucht, wie ſie geſucht werden muß. Verſtehe mich wohl, mein Leſer, ich vertheidige nur die Geſellſchaft der Männer, wie ich ſie dir eben geſchildert habe, nicht die folgenden Grade dieſer Verbrüderung, wie ich ſie ſpäter kennen lernte, und wie ſie nur als ein trauriges Merkmal jener Tage ſich bilden konnten.

Ein Miniſter, der die Gemälde der niederländiſchen Schule ſtudiert.

Achill hatte unterdeſſen ſeine kleine Marquiſe keinen Moment aus dem Auge gelaſſen; er war unermüdlich in Aufmerkſamkeiten für die hübſche Frau, die ihn durch ihre Albernheiten oft zur Verzweiflung brachte. Er brachte Stunden lang zu, um mit ihr die faden Späße im „mercure galant" zu belachen oder die Bänder und Perlgewinde eines modernen Kopfputzes zu dechiffriren, die der ungeſchickte Zeichner nur in unerkennbaren Symbolen angedeutet hatte. Oft kam er verzweiflungsvoll zu mir, verwünſchte ſeine dämoniſche Miſſion, verwünſchte ſeine Zepherine, verwünſchte ſich ſelbſt, und nur ein ſtundenlanges Geſpräch über Philoſophie oder ein Kapitel im Plato oder Seneca, das wir zuſammen laſen,

konnte seine Nerven wieder in so weit anspannen, daß er von neuem seine abgeschmackte Rolle weiter spielte.

Endlich erreichte er sein Ziel. Er hatte den Grausamen gespielt; Madame war in so weit schon mürbe gemacht, daß sie dergleichen nicht ertragen konnte, der Preis der Aussöhnung waren die „wichtigen Papiere.“ Triumphirend brachte er sie mir eines Morgens. Ich nahm sie in Empfang, obgleich dies das zweite Mal war, daß mir ein so verrätherisches Päckchen zugesteckt wurde. Den andern Tag wollte Achill reisen und nur die Nacht sollte ich Hüter dieser Schätze sein; aber leider! ich behielt sie länger bei mir, und sie wurden wie das erste Mal die Quelle großen Ungemachs für mich. Noch vor Mitternacht erhielt ich folgende flüchtige Zeilen: „Freund und Bruder! Im Namen Plato's und Seneca's mach', daß Du meine verwünschten Depeschen in Sicherheit bringst. Eile, wirf Dich in dein Kabriolet,

nimm Postpferde und suche so schnell wie möglich die Grenze zu erreichen. Dort warte auf mich drei Tage, komme ich nicht, so vergrabe Deinen Schatz; vertraue ihn Niemandem, und kehre hierher zurück. Ich bin gestern vom Marquis bei Madame überrascht worden; ein Duell war die Folge, und ich bin an der Schulter verwundet worden. Der Arzt erlaubt mir nur diese wenigen Zeilen, die ich Dir mit zitternder Hand schreibe. Wahrlich das erste Mal und es soll auch das letzte Mal sein, daß ein Dohna zittert.“ — Es war hier keine Minute zu versäumen. Meinem treuen Georg befahl ich meine Abreise für's Erste geheim zu halten und dann zu sagen, daß ich zu einer Besitzung gefahren sei, die ich in jener Gegend hatte.

Der Auftritt Achill's mit dem Herrn Marquis und seiner Dame ist jedoch zu charakteristisch, als daß ich ihn nicht in kurzer Beschreibung wiedergeben sollte. Achill und Zepherine spielten

wie gewöhnlich ihre Parthie Piket, und der gute Graf war dabei bemüht, so viel wie möglich zu verlieren, und so oft als nur irgend thunlich der Marquise unterm Tisch verliebte Fußtritte zu geben. Endlich wirft die Marquise ihren Fächer auf den Boden, der Graf bückt sich danach und sie benutzt den Augenblick um in seiner Frisur zu wühlen, und dort das Oberste zum Untersten zu kehren. Dieser ganz vortreffliche Spaß zieht andere eben so glückliche Einfälle nach sich. Die Karten werden hingeworfen und man fängt Fliegen. Zepherine springt wie toll mit einem Netze aus Goldfäden im Zimmer umher und Achill ihr nach, beide mit ziemlich aufgelösten Locken und in einem abentheuerlichen Aufzuge. Was schadet das? Man ist allein, und der gute Marquis, dieser Schaafskopf, ist auf der Jagd. Es ist sehr heißer Nachmittag, und bekanntlich ist das Fliegenfangen auf die Länge etwas erschöpfend; der Graf und die Marquise fallen also zusammen aufs Sopha

nieder, nachdem ſie eine halbe Stunde lang geklatſcht, geſprungen, getrippelt, gerannt, und die Wände angehüpft haben. Da liegen ſie nun; die Marquiſe rechts im Winkel, der Graf links. Beide können ſie keinen Arm regen und Beide verſichern, daß ſie im Moment des Sterbens ſich befinden. Dennoch nach einer kleinen Weile zieht der Graf ſeine Doſe heraus, öffnet ſie und nimmt eine Priſe. Die Marquiſe ſtößt einen durchbohrenden Schrei aus. „Was gibts?“ — „Sehen Sie denn nichts?“ — „Wo?“ — „Hier!“ — Wieder ein herzzerreißender Schrei. „Aber mein Gott, mäßigen Sie ſich doch; man kommt ſonſt, um zu ſehen was Ihnen fehlt.“ Dieſe Bemerkung begleitet er mit einem unwilligen Schlag auf den Porzellandeckel der Doſe, und murmelt dabei etwas, das ſo lautet als: es iſt mit den Weibern nichts anzufangen. Die Marquiſe geräth in ein Zittern und zeigt unausgeſetzt auf eine Stelle ihres Oberarms. Dieſer Arm iſt ſo ſchön,

er iſt ſo weiß und dabei ſo rund, der Graf will ihn küſſen. „Halten Sie ein,“ ruft ſie, „Sie ſchlingen das Ungeheuer in ſich.“ — „Welches Ungeheuer?“ — „Den Floh.“ — „Mein Kind, das iſt ein Tabackskörnchen.“ — „Nein, es iſt ein Floh.“ — „Nun gut, ſo ſoll es ein Floh ſein, gebe der Himmel, daß es nur kein verrücktgewordener Floh iſt.“ — „Was ſagen Sie, gibt es auch ſolche?“ — „Gewiß, und die Wunde, die ſie beibringen, zieht in wenig Stunden den vollen Wahnſinn nach ſich!“ — Welch ein Tumult bemächtigt ſich nach dieſem Geſtändniſſe aller Lebensgeiſter der armen Marquiſe. Sie geht händeringend durchs Zimmer, der Graf ihr nach. Sie ſtößt Jammerlaute aus, und er gießt ein ganzes Glas Eau de Carmes über ihren Arm aus. Endlich bricht ſie in einen Strom von Thränen aus und will ins Bett geführt ſein. Die Kammerfrau erſcheint, aber ſie wird gleich wieder fortgeſchickt: welche Schmach, wenn dieſe etwas von dem ver-

rückten Floh erführe. Nein, die Marquiſe geht ohne Kammerfrau zu Bette, und der Graf ſetzt ſich ihr zu Häupten, indem er theilnehmend ihre Hand erfaßt und ſich die Miene gibt als erforſche er aufs Genaueſte den Puls. Eine ſchreckliche Pauſe tritt ein, die Marquiſe liegt mit geſchloſſenen Augen da und wartet ab, daß der Wahnſinn ausbrechen werde. Er bricht nicht aus. Der Graf zählt den Puls und verzählt ſich. Die Hitze im Zimmer wird unleidlich. „Ach, mein Freund," ſeufzt ſie, „wir ſehen uns zum letzten Male, dieſe iſt meine letzte Stunde; ich fühle es wohl ich unterliege dem Zorn des Himmels." — „Und weßhalb ſollte der Himmel Ihnen zürnen, mein Engel?" — „Wegen der Papiere. Können Sie noch zweifeln? Es war gewiß ſehr übel von mir gehandelt ſie Ihnen auszuliefern; aber ich weis wahrhaftig nicht was ſie enthielten, und wenn ich es auch gewußt, ich hätte es gleich wieder vergeſſen. Alles was die Politik betrifft

langweilt mich zu Tode.“ — „Nein, das iſt nicht der wahre Grund, Zepherine. Es reut Sie mir dieſen Beweis Ihrer Liebe gegeben zu haben. Aber die Papiere ſollen wieder in Ihre Hände kommen, und ich — ich will Sie auf immer verlaſſen.“ — Sie richtete ſich im Bette auf und ſah ihn mit großen Augen an: „Mein Gott,“ rief ſie ängſtlich, „ſind Sie auch verrückt? hat der Floh auch Sie verwundet? Nein aber“ —— Sie brach in Thränen aus und der Graf hielt ſein Schnupftuch vor die Augen. Beide ſchluchzen; unterdeſſen hört man Stimmen unterm Fenſter. Der Marquis kommt. Freilich Zeit iſt's, die Jagd kann ſchon aus ſein, aber wer denkt an den Marquis. Das vertraute Kammermädchen hat die Thüren offen gelaſſen, und ehe man noch recht überlegen kann, auf welche Weiſe der Graf entſchlüpfen ſolle, ſteht der Marquis vor dem Bette. Er iſt gleich von einer ſo unerträglichen Lebendigkeit beſeſſen, daß er nicht hört, daß die Marquiſe

die vollgültigſte Urſache hat im Bette zu liegen und der Graf ihr den Puls zu fühlen. Er hat noch dazu die Ungezogenheit nicht einmal die Kriſe der Krankheit abwarten zu wollen, ſondern er zwingt ſie das Bett zu verlaſſen und mit ihm einen Spaziergang im Park zu unternehmen. Der Graf wird höflichſt erſucht dieſen Gang mitzumachen. Was iſt zu thun? Der Abend iſt ein ſogenannter ſchöner Abend, aber Niemand von den Dreien bemerkt, daß die Roſen blühen und die Lilien duften; vielleicht macht der Graf, der hinterdrein wandelt, im Geheim die Bemerkung, daß Madame allerdings noch ſo ſchön wie die Roſe, aber nicht ganz ſo unſchuldig wie die Lilie ſei. Man gelangt in die entfernteren Parthieen des Parks. Grade Taxuswände ſchließen hier einen kleinen Teich ein, der ſein Waſſerbecken friedlich dem Abendhimmel mit ſeinen roſigen Wolken zum Spiegel darbeut, nicht ahnend, daß ein eiferſüchtiger Ehemann ihm eine beſondere Beſtim-

mung zugedacht. „Madame," fängt der Marquis an, nachdem die drei Spaziergänger ſtehn geblieben, „es iſt heute ſehr warm und das Waſſer muß eine erfriſchende Eigenſchaft haben. Wollen Sie nicht ein Bad nehmen?" — „Wie?" — „Ein Bad nehmen; hier in dieſem Waſſerbecken." — Die Marquiſe zitternd: „Ich verſtehe Sie nicht." — „Und ich Sie auch nicht," ſetzt der Graf mit einer drohenden Miene hinzu. — „So hab ich mich noch nicht deutlich genug ausgedrückt. (Zu Madame gewendet:) Sie ſind ſo gütig, entkleiden ſich und ſteigen hier vor unſern Augen ins Waſſer. Dort bleiben Sie ſo lange, während ich mit Ihnen (zum Grafen gewendet) ein paar Kugeln wechsle." Er zog mit dieſen Worten zwei Piſtolen hervor und reichte ſie ſeinem Gegner, indem er ihn bat ſelbſt zu laden. Ein Käſtchen enthielt das Nöthige. Die Marquiſe ſtieß einen Schrei aus und ſank aufs Gras nieder. Der Marquis hob ſie ziemlich unſanft vom Boden auf. „Schnell, ſchnell, Ma-

dame, es ist keine Zeit zu verlieren. Wenn wir mit Laden fertig sind, müssen Sie im Wasser sein. Derjenige, der von uns beiden fällt, muß noch das angenehme Schauspiel Ihrer Reize mit sich in die Ewigkeit nehmen. Das wird ihm den Tod versüßen. Also schnell, Madame." — „Aber mein Herr," nahm der Graf das Wort, „ich will Sie nicht verhindern Ihre Rache zu nehmen, wenn Sie sich für beleidigt halten, allein ist hier der Ort dazu, und wo sind die Zeugen?" — „Nahmen Sie Zeugen mit als Sie meine Ehre beschimpften?" — „Ich bewundre Ihre gute Laune und Ihre trefflichen Einfälle; aber wenn wir uns auch ohne Zeugen schießen, so wird es doch nöthig sein gegen Madame etwas mehr Schonung zu beweisen." — „Herr, wollen Sie mir vorschreiben, wie ich gegen meine Frau mich zu betragen habe? Wir schießen und sie badet. Nun Madame, sind Sie noch nicht im Wasser?" — Die arme Marquise war in der peinlichsten Ver-

legenheit, ſie wollte aufs Gradewohl mit den Kleidern ins Waſſer ſpringen, allein ihr unerbittlicher Tyrann zwang ſie ſich ins Koſtüm der Grazien zu werfen. Das ſah freilich allerliebſt aus, und die blendende Geſtalt, wie ſie hinter den dunkeln Taxuswänden verſchwand, gab köſtliche maleriſche Effekte, allein bei allem dem war es doch eine unverzeihliche Grauſamkeit, denn das Waſſer mochte kalt und der Boden des kleinen Fiſchteiches voller Steine ſein. So wie die Marquiſe drin anlangte begrub ſie ſich ſchnell bis an den Hals in der Flut, aber die Theilnahme, die ſie am Duell hatte, ließ ſie bald ſich ſelbſt vergeſſen. Sie ſprang auf, kreiſchte, ſtürzte wieder ins Waſſer und ſprang von neuem in die Höhe. Unterdeſſen empfing der Graf die Wunde an der Schulter. Der Kampf hatte ein Ende. Der Verwundete wurde unter ſchicklichen Vorſichtsmaßregeln fortgeſchafft und der Marquis ſagte mit einer artigen Verbeugung zu ſeiner Dame. „Wir haben beide

unſre Sachen gut gemacht, Madame. Sie haben ſich im Waſſer, ich mich in Blut gebadet; wir können jetzt beide von jedem Flecken frei ſein. Aber nebenbei haben Sie mir, meine Schöne, einen außerordentlichen Gefallen gethan: ich war im Begriff für meine kleine Gallerie einen Poelenbourg zu kaufen, den man mir für ächt aufſchwatzte. Das Gemälde ſtellt eine badende Nymphe vor. Meine Kenntniß geht nicht ſehr weit, und ich hatte keine Gelegenheit die Natur zu Rathe zu ziehen, Sie haben mir jetzt dieſe Gelegenheit gegeben, und ich finde das Gemälde unwahr, folglich unächt. Was ſagen Sie zu meiner Manier wie ich die Kunſt ſtudiere?“

Die arme Marquiſe hing an ſeinem Arme, unfähig ein Wort hervorzubringen, vor Kälte, Schrecken und Erſchöpfung einer Ohnmacht nahe

Ich ſehe Dresden wieder. — Charakterſchilderung einer liebenswürdigen unglücklichen Fürſtin.

Ich war mit meinem Päckchen an der Grenze angelangt und wartete ſchon zwei Tage vergeblich auf den Abnehmer. Am Morgen des dritten Tages ſchrieb mir Achill und beſchwor mich bei unſrer Freundſchaft die Beſorgung der Papiere ſelbſt zu übernehmen, indem ihn ein hartnäckiges Wundfieber unwiderruflich ans Bett feſſle. Dieſe Wendung der Angelegenheit war mir ſehr mißfällig. Obgleich die genaueſten Adreſſen hinzugefügt waren, und ich in den Perſonen mit denen ichs zu thun hatte mich ſchwerlich irren konnte, ſo war eine willkührliche Entfernung von meinem mir angewieſenen Poſten ſchon ſtraffällig. Zudem die Handlung ſelbſt meiner Rechtsanſicht widerſtrebend. Ein Schritt, der nicht offen und vor aller Welt

gethan werden konnte, schien mir eines freien Mannes unwürdig. Mein alter Haß gegen diplomatische Ränke, sie mochten mit noch so hochklingenden Namen verhüllt werden, erwachte in seiner ganzen Stärke, und ich war nahe daran nach Bamberg zurückzukehren. Aber die Wichtigkeit der Papiere, die ich in Händen hatte, entschied, und ich machte mich auf den Weg. Mit Zurücklassung meines eigenen Wagens warf ich mich in den unscheinbaren Anzug eines zur Messe reisenden Kaufmanns, und Georg stellte meinen Handlungsgehülfen vor. Wir kamen ungehindert an die sächsische Grenze. Ich erkannte jetzt, daß die Gerüchte falsch waren, die mir in Bamberg zu Ohren gekommen, von einem Einfall preußischer Truppen im sächsischen Gebiet. Nach einer Nachtreise unter sehr beschwerlichen Umständen langte ich in der Frühe in Dresden an. Mit welchen Gefühlen sah ich diese geliebte Stadt wieder! Es waren die ersten Morgenstunden; ein

dichter Nebel füllte die Gassen, und wie unter einem Schleier erblickte ich die wohlbekannten Plätze und Häuser. Mein alter Hausverwalter empfing mich unter Thränengüssen, nachdem er lange alle Mittel angewendet hatte mir den Einzug in meine väterlichen Hallen zu verwehren, indem er mich in meiner Verkleidung nicht erkannte und nichts weniger erwartete als mich in Dresden zu sehen. Ich eilte sogleich vor das Bild meines Vaters, und indem ich vor diesem theuren Denkmal meine Morgenandacht verrichtete, war wie durch einen Zauberschlag jedes Gefühl der Unruhe und Unbehaglichkeit von mir genommen. Ich hatte jetzt den Muth einem Manne entgegenzutreten, den ich haßte, und dessen Anblick ich während zehn Jahren so geflissentlich vermieden hatte. Ich ließ mich beim Grafen Brühl melden. Dieser Minister, der damals grade auf dem höchsten Gipfel seines Glückes sich befand, eine Stelle von der ihn die Ereignisse des bald

darauf ausbrechenden Krieges tief herabstürzten, obgleich nicht so tief wie er es verdiente, empfing mich mit Höflichkeit und Güte. Ich übergab ihm meine Papiere und sprach den Wunsch aus, Dresden so bald als möglich wieder zu verlassen, nachdem ich würde erfahren haben, ob der König mich sehen wolle oder nicht. „Ich werde Seiner Majestät Ihre Ankunft melden," entgegnete der Graf; „allein ich zweifle, daß Sie zur Audienz gelangen, denn der König befindet sich nicht wohl und sieht Niemanden." Diese Antwort befremdete mich, denn ich hatte kurz vorher aus sehr sicherer Quelle erfahren, daß der König schon von meiner Ankunft wisse und mich sehen wolle. Es vergingen zwei Tage und ich erhielt keine Aufforderung vor ihm zu erscheinen. Der Minister überhäufte mich mit Artigkeiten, händigte mir am Abend des dritten Tages Papiere für den Grafen Dohna ein und sagte mir, daß der König es gerne sähe wenn ich unverzüglich wieder

an meinen Posten ginge, ohne länger abzuwarten, bis sein gebesserter Zustand ihm gestatte mich zu sehen. Ich konnte kaum meinen Verdruß verbergen. Ich liebte Friedrich August, ich betrachtete ihn als den Sohn des Wohlthäters und erhabenen Freundes meines Vaters. Der Name den ich führte hatte an diesem Hofe bis jetzt einen so guten Klang gehabt, und nun sah der Enkel jener stolzen Grafen, die ihr Wappen mit fürstlichen Zeichen schmücken durften, sich von der Thüre des Pallastes gewiesen, ungefähr in der Weise wie man freche und namenlose Zudringlinge von dem Sitz der Macht hinwegzuscheuchen pflegt. Ich gedachte der Tage, die jetzt nicht mehr waren, und die Stadt und der Anblick ihrer Plätze und Straßen wurde mir zuwider. Einsam wandte ich meine Schritte von allen bekannten Erinnerungen hinweg und befand mich am Morgen des vierten Tages in den düstern Baumgängen des Schloßgartens lustwandelnd. Aber auch hier ver-

folgte ich die Vergangenheit. Ich gedachte der Feſte, der Pracht, des Frohſinns, des allgemeinen Glückes unter der Regierung des edelmüthigen Auguſt's. Hier waren dieſe glänzenden Freuden gefeiert worden, unter dieſen Bäumen, die jetzt einſam ihre düſtern Schatten verbreiteten, ſchwang ſich der bunte Reihen der Luſt in immer neu wechſelnden Maskenzügen; in dieſen ſtillen Baumgängen klang der muntre Schall der Flöten und Caſtanietten. Jetzt war alles ſtille. Die Eingänge wurden von den Wachen und den Spionen des Miniſters gehüter. Ein ergrauter Gardiſt wollte mir den Eintritt ſtreitig machen, doch mich erkennend wich er ehrerbietig zur Seite.

Als ich einige Schritte gethan, ward ich einen Mann anſichtig, der ſich bei meiner Annäherung ſchnell von der Bank erhob und mir ein Zeichen machte, als wollte er, daß ich mich entfernte. Ich ſtand wie erſtarrt; ich erkannte den Mann: es war der König. Mein Gefühl riß mich fort;

ich ſtürzte zu ſeinen Füßen und meine Thränen benetzten ſeine Hände. Er hob mich auf, drückte mir die Hand und ſagte mit unruhiger Stimme: „Mein theurer Graf, ſehr erfreut Sie zu ſehen. Man ſagte mir Sie wären hier und ich bin Ihnen böſe, daß Sie ſich nicht gemeldet haben.“ „Sire,“ rief ich, „mein einziges und glühendes Verlangen, ſeitdem ich Dresden betrat, war Ihnen meine Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit zu bezeugen.“ — Er blickte mich lange Zeit forſchend an und ſagte dann: „man hat mir nichts davon geſagt. Wie kamen Sie in den Garten?“ — „Sire,“ rief ich mit einem düſter ſchmerzlichen Blick, „man hat mich abweiſen wollen, allein ich habe mir Platz gemacht, nicht ahnend welch ein Glück mir hier bevorſtände.“ — „Sie haben mich alſo nicht erkannt, nicht dieſen heimlichen Weg geſucht um mich zu ſprechen?“ — Dieſe Frage trieb das Blut in meine Wangen; ſie kam mir ſo kleinlich, eines Königs ſo unwürdig

vor. Ich hatte Mühe eine bittre Antwort zurückzuhalten. Er bemerkte nicht ſo bald meinen gekränkten Stolz, als er mir nochmals die Hand drückte und mit dem ihm ganz eigenthümlichen Ausdruck von Gutmüthigkeit, ein Ausdruck der in dem von Hoheit und Glanz ſtrahlenden Antlitz ſeines Vaters fehlte, ſagte: „Ich kenne Sie ja; wir haben einen Theil unſrer Jugend zuſammen verlebt. Kommen Sie öfters zu mir. Auch die Königin wird Sie ſehen wollen.“

Nach dieſen Worten ging das Geſpräch auf die Zeitbegebenheiten über. Ich erſtaunte, den König völlig ohne Kenntniß der Dinge, die in ſeiner nächſten Umgebung vorfielen, zu ſehen. Er tappte mit ſeinen Bemerkungen dergeſtalt im Finſtern, daß ich meinen Ohren nicht glaubte trauen zu dürfen. Dabei fragte er ohne Unterlaß immer nach meiner Meinung, und als ich ihm dieſe mit gehöriger Vorſicht ſagte, nannte er mich einen Träumer, da er es doch eigentlich

ſelbſt war. Denn ſeine Politik war eine völlig erträumte. In einem Athemzuge ſprach er die ungereimteſten Dinge. Ich beobachtete während er ſo faſelte ſein Geſicht, und fand es über die Jahre hinaus gealtert. Es war ein Zug von Schwäche und Unbedeutenheit darin, den ich früher im Antlitz des Jünglings nie hatte bemerken können. Ein Glöckchen, das aus dem Innern des Pallaſtes ertönte, machte unſerm Geſpräch ein Ende. Er ſagte, daß er mich ſprechen wolle und daß ich nicht abreiſen dürfe. Den Morgen darauf erhielt ich ein eigenhändig geſchriebenes Billet, in welchem er mich von meiner Zuſage entband und mich aufforderte abzureiſen, da er gehört ich hätte wichtige Geſchäfte dort. Ich achtete hierauf nicht ſondern folgte dem Befehl der Kurfürſtin, die mich dringend zu einer Unterredung zu ſich beſchied. Ich fand dieſe verehrte Fürſtin in einem gefährlichen Zuſtand der Aufregung. Ihre Unruhe ſprach aus jedem Wort, aus jeder Miene. Schon

als Kurprinzeſſin hatte mir dieſe erlauchte Dame viel Vertrauen und Güte bezeigt, jetzt durch den Drang der Umſtände und ihre hülfloſe Lage getrieben, gewann dieſe Hingebung einen Grad von Rückſichtloſigkeit, den ich auf alle Weiſe hätte mißbrauchen können, wenn ich niedrigdenkend und zum Verrath geneigt geweſen wäre. Sie klagte ganz unverhohlen über den allmächtigen Miniſter, über deſſen Ränke, über ſeine Erpreſſungen, über das Unglück das er übers Land gebracht und noch bringen werde. Sie forderte mich auf Mittel auszuſinnen wie dem zu ſteuern ſei. Ich rieth ihr fürs Erſte Geduld und Vorſicht. Sie entgegnete, daß beides ſchon vergeblich angewendet worden, daß hier nur ein Gewaltſtreich Rettung geben könne. Dieſer Anſicht widerſetzte ich mich. Durch meinen Widerſpruch noch lebhafter angeregt theilte ſie mir den Plan einer Verſchwörung gegen den Miniſter mit, von dem ſie behauptete, daß er das Land verrathen und in verderbliche Kriege

zu stürzen die Absicht habe. Diese Beschuldigungen gründete sie auf heimlich ihr zugekommene Nachrichten, die sie mir als untrüglich bezeichnete. Zum Schluß ihrer Rede suchte sie mich zu bestimmen diesem Bunde beizutreten, ja die ersten entscheidenden Schritte zu lenken. Erschreckt und gerührt von diesem Zutrauen, und zugleich voll Bewunderung vor dem männlichen Heldenmuth der erhabenen Frau, stürzte ich ihr zu Füßen und drückte ihre Hände begeistert an meine Lippen. Sie zerfloß in einem Strom von Thränen. Nie ward ich von dem beispiellosen Jammer, dem tiefen Elend meines theuren Vaterlandes deutlicher überzeugt als in dieser mir ewig denkwürdigen Stunde. Ich fühlte meine Schwäche, ich hätte das Unmögliche versprochen nur um die geliebte Fürstin dem Kummer, der sie verzehrte, zu entreißen; ohne Nachdenken, fast ohne Bewußtsein war ich willens Alles zuzusagen, was sie von mir forderte. Sie sah mich schwanken und ihr Andringen erneuerte

ſich. Indem ſie den Ehrgeiz meines Hauſes wach rief, erinnerte ſie mich, daß mein Großvater und Urgroßvater den ſächſiſchen Fürſten ihre Dienſte, ihr Leben gewidmet, und daß ich, der Enkel, nicht hinter einem ſo glorwürdigen Beiſpiel zurückbleiben dürfe. Aber grade durch dieſe Mahnung rief ſie mich zum vollen Bewußtſein meiner Pflichten zurück. Der gefährliche Taumel verließ mich, und nur ein einziges ſtarkes überwältigendes Gefühl beherrſchte mich, der Gedanke, die Ehre meines Hauſes zu wahren. Ich erklärte der Fürſtin, daß ich bereit wäre jene entſcheidenden Schritte zu thun, allein daß mein Eid mich hinderte ohne Wiſſen des Königs, vielleicht gradezu gegen ſeinen Willen zu handeln. „Iſt es an dem,“ ſagte ſie kalt, „ſo hilft uns aller Muth, alle Kühnheit nichts. Der König iſt feſt entſchloſſen nichts gegen den Verderber ſeines Reichs zu unternehmen. Er glaubt mir nicht, er glaubt Niemandem, der ihn über die wahre Lage der Dinge zu belehren

ſucht. Wir ſind bewacht, uns ſind alle Mittel zur Rettung geraubt.“ Das Ende dieſer peinvollen Unterredung war, daß ich ihr verſprechen mußte ſo viel an Förderung der guten Sache zu arbeiten als es mir mein Gewiſſen erlaubte. An der Redlichkeit meiner Geſinnung zweifelte ſie nicht. — Wenige Jahre darauf wurden alle ihre drohenden Befürchtungen vom Geſchick realiſirt. Die zweideutige, ohnmächtige, ränkevolle Politik des Günſtlings brachte Sachſen an den Rand des Abgrunds. Friedrich's Beſitznahme der kurfürſtlichen Staaten, ſein von ganz Europa gemißbilligter Einbruch in das Archiv waren Beſtätigungen der prophetiſchen düſtern Andeutungen, die in jener Stunde über die Lippen der unglücklichen Fürſtin gingen.

Seit jener Unterredung verfolgte mich der Haß Brühl's, und die Beweiſe hiervon lieferte er mir bis an ſeinen Tod unausgeſetzt. Er war feſt überzeugt, daß die Kurfürſtin im Bunde mit

Dohna und mir zu seinem Verderben sich vereinigt hätten, und bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbot, ließ er das volle Gewicht seiner Rache auf Dohna fallen. Ich habe schon von dem Enthusiasmus geredet, den Achill sehr unumwunden für den König von Preußen an den Tag legte. In jenem Päckchen, das ich zu übergeben von ihm den Auftrag hatte, fand sich durch eine unerklärliche Nachlässigkeit veranlaßt ein Brief an Friedrich den Zweiten, der jene glühende Begeisterung für die Talente und großen Eigenschaften dieses Fürsten in den stärksten Ausdrücken an den Tag legte. Dieses Schreiben erregte den Zorn des Ministers. »Er pikirte sich ein persönlicher Feind des Königs zu sein, und eine solche Sprache im Munde eines Sachsen, und zwar in einem Zeitpunkt, wo ein Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den Kurstaaten und dem Königreiche erwartet werden konnte, schien ihm sehr nahe an Verrath zu grenzen. Er bewirkte einen

Verhaftsbefehl gegen den Grafen, und als ein auffallendes Beispiel des allmächtigen Willens dieses Ministers kann es gelten, daß Achill seines Amtes entsetzt auf den Königstein geschickt wurde, ohne daß seine Protestationen gegen diese empörende Willkühr irgend von Wirkung waren. Zwar wurde er nach einer dreimonatlichen Haft wieder auf freien Fuß gesetzt, allein seine Dienstverhältnisse ihm nicht wieder angetragen. Er zog sich auf seine Stammgüter zurück, die er an der Grenze von Schlesien hatte, und lebte lange Jahre in einer philosophischen Abgeschiedenheit und in einem fortgesetzten Briefwechsel mit seinem Ideal eines Helden, dem Könige von Preußen. Er rühmte sich öfters gegen mich diesem großen Helden das Opfer seiner politischen Existenz gebracht zu haben, und dieses Bewußtsein gab seiner Unthätigkeit Würde, seinem Entschluß Beharrlichkeit.

Ich kehrte nach Bamberg zurück, wo ich bis auf wenige Unterbrechungen bis zu jenem Dres-

dener Vertrag blieb, in welchem die Neutralität des Kurfürsten auf drei Jahre von Frankreich mit zwei Millionen erkauft wurde. In dieſen fünf Jahren hatten ſich die Begebenheiten in raſcher Folge gedrängt. Carl VII. Tod und die Wahl Franz Stephan's machten Oeſtreichs Macht ſteigen. Die Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr dagegen gehörten zu Friedrich's erſten Siegen, und die Beſetzung Dresdens gab ihm den geſicherten Beſitz Schleſiens. Sachſen zahlte ungeheure Summen und gewann keinen Fuß breit Landes.

Mein geheimnißvoller Correspondent tritt wieder auf. — Eine seltsame Verwandtschaft.

Du wirst vielleicht glauben, mein Leser, daß ich diese Jahre, die ich an einem geistlichen Hof, fern von dem Schauplatz der Bewegungen zubrachte ebenfalls der philosophischen Beschaulichkeit widmete, aber zu meinem Ruhm oder zu meiner Schande, (du siehst ich lasse dir die Wahl, je nachdem deine eignen Grundsätze dich bestimmen,) habe ich nie jene stolze mit ihrer Unthätigkeit prahlende Abgeschiedenheit eines Weisen nachahmen können. Immerdar hab ich es für mich angemessener gehalten selbst zu handeln, wenn auch oft ohne Einfluß und ohne dabei von jenen für den Ehrgeiz des Mannes so schmeichelhaften Nebenumständen unterstützt zu sein, als einen kalten gerechten Beurtheiler der Thaten Anderer

abzugeben. Liegt hier eine Schmach oder ein Verdienſt, ſo iſt beides mehr Frucht meiner Individualität als meiner Geſinnung. — In Dresden ſelbſt konnte ich nichts für mein Vaterland wirken, im Auslande war es mir möglich ihm einige nicht unweſentliche Dienſte zu leiſten. Meine Fürſtin unterrichtete mich durch einen fortgeſetzten Briefwechſel, der geheim und ſicher geleitet wurde, von jedem Umſtand und Vorfall, der von Wichtigkeit war. Noch mehr aber als ſie leiſtete mir jener geheimnißvolle Korresſpondent, der in der erſten Abtheilung meiner Geſchichte eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, treffliche Dienſte. Es grenzt ans Wunderbare, wie genau dieſe myſteriöſe Perſon, die ſich vorgeſetzt zu haben ſchien mich auf jedem Tritt und Schritt meiner Lebensbahn zu verfolgen, von allem unterrichtet war, was die Bedrückung und das Unglück des Landes betraf. Und dieſe gefährlichen Mittheilungen kamen mir immer auf eine unerhört ſorgloſe Weiſe zu. Ent-

weder fand ich den Brief auf meinem Schreibtische liegend, oder es gab ihn mir ein Bettelknabe, der mich um ein Almoſen anſprach, auf der Straße ab. Einen dieſer Briefe, weil er am deutlichſten den Ton und die Geſinnung zeigt, in der alle übrigen abgefaßt waren, will ich hier mittheilen:

„Ich werde nie müde werden Ihnen zu wiederholen, daß ich große Hoffnungen auf Sie ſetze. Ich bin mit Ihnen einverſtanden darüber, daß ein offner Schritt damals, als man ihn Ihnen antrug, nicht thunlich war, ohne eine grenzenloſe Verwirrung und den gleichſam gewiſſen Untergang unſrer Parthei nach ſich zu ziehen. Im Verborgenen wirken wir beſſer und einflußreicher. Erſchrecken Sie nicht vor dem Worte: „Im Verborgenen.“ Verborgen iſt nicht immer im Dunkeln verſteckt. Auch die Tugend hat ihre Künſte, und die ſtrengſte Rechtlichkeit bindet eine Larve vors Geſicht, wenn ſie in den Maskenſaal tritt

wo alle menſchlichen Intereſſen vermummt herumlaufen. Ich werde fortfahren Ihnen von der Stimmung des Volkes genaue Kenntniß zu geben. Verſtehen Sie wohl, des Volkes! Niemand kann das beſſer als ich, der ich unter den arbeitenden Klaſſen lebe und ihre Geſinnungen kenne. Es ſind ehrliche Leute, und obgleich man fortfährt ihnen ihr bischen Eigenthum zu rauben, bewahren ſie doch eine ſo einfältige Liebe in ihrem Herzen zu ihren Bedrängern, daß es mich rühren würde, wenn irgend etwas in der Welt im Stande wäre einem Auge, wie dem meinigen, Thränen zu entlocken. Dieſes Auge iſt aber geſchaffen immer wach, ſtarr und unverwandt das Gemälde des menſchlichen Elends zu betrachten. Unermüdlich wandre ich den blutigen Spuren eines von den giftigen Geſchoſſen der Civiliſation getroffenen edlen Wildes nach, und trage wie ein kundiger Jäger den Ort ſeines Fallens und die Beſchaffenheit ſeiner Todeswunde in mein Tagebuch. Heute,

da ich Ihnen dieſes ſchreibe, habe ich drei entſetzliche Morde in meine Blätter eingetragen, die unter den Augen der Juſtiz, und ſelbſt von ihr veranlaßt, zum Himmel um Rache ſchreien. Die Willkühr und die Macht liefern meinem Regiſter faſt ſtündlich jammervolle Belege, die Unwiſſenheit und der Fanatismus füllen mit ihren Opfern noch immer ganze Seiten in meinem Buche, und ſchon ſind es 20 Jahre, daß ich unausgeſetzt das traurige Handwerk treibe Rechnungsführer des Todtenrichters zu ſein. Wird es denn nie auf meinen Blättern lichter werden? Wird nie die Sonne durchbrechen durch die Wolken meiner düſtern Thatſachen? Dieſe Thatſachen laſten faſt alle auf Ihrem Stande. Die Vortheile der Geſellſchaft hat Ihr Stand ſich zugeeignet, die Pflichten und Opfer hat es dem Volke überlaſſen. Viele der Edlen ſind verarmt, ſie werden es noch mehr werden, und dann wird der Boden, der ihnen nicht mehr gehört, Beſitzer finden, die in der

Schule des Unglücks groß gezogen, in Einigkeit zusammenhalten und im Gefühl erlittenen Unrechts ihre frühere Tyrannen die ganze Schärfe und Bitterkeit ihres Hasses werden empfinden lassen. Das Vertrauen, dieses moralische Band der Staaten, wird erschüttert sein, und mit ihm wird der Thron, der Altar seine Festigkeit verlieren. Die junge Generation bereitet sich zu diesem Werke der Gerechtigkeit vor. Die Söhne des Volks sieht man in die Hörsäle der Wissenschaft eilen, ängstlich mit gewissenhaftem Eifer sich die todten angehäuften Schätze zu eigen machen, um sie zu lebendigen Ideen zu verarbeiten. Sie bringen Muth, Entschlossenheit und Ausdauer mit, alles Früchte einer in Armuth und Enthaltsamkeit gereiften Jugend; während der Adel auf seinen Schlössern in Ueppigkeit und Unwissenheit versinkt. Die geistigen Triumphe verdienter Männer sind den Schlachten des Jahrhunderts beizuzählen, ja übertreffen sie oft im Erfolge.

Noch läßt sich manches Uebel gutmachen, noch können unheilbringende Maßregeln rückgängig gemacht werden, vor allen Dingen ist aber ein bewußtes, von übertriebenem Stolz, wie von übertriebener Demuth gleich freies Entgegenkommen der Partheien nöthig. Die Pracht des Hofes, die Verschwendung der Großen darf nicht mehr dicht neben der unsäglichen Armuth des Arbeiters stehen. Dem Bürgerlichen muß es frei stehen sich einen ehrenvollen Rang in der Armee zu erkämpfen; die Pfründen und Präbenden dürfen nicht mehr der Sold sein, den die verwahrloste Kirche den unwürdigsten unter ihren Dienern in den Schoos wirft, sie seien der sauererkämpfte Lohn des Bürgersohnes, der sich kühn der Prüfung einer gelehrten Bildung und eines musterhaften Wandels unterwerfen kann. Die kostbaren Preise der Wissenschaft und Kunst mögen nicht mehr abhängig von der Laune eines Ministers sein. Ein eigner aus der Mitte der Nation erwählter

Gerichtshof entscheide über die Anzahl und die Wahl jener vergänglichen Zierden des Lebens, und dieses geschehe nicht früher als bis für die wahrhaften Bedürfnisse gesorgt ist. Alsdann wird die Pracht das Gehässige verlieren und der Luxus wird, ohne mit Verwünschungen gepaart zu sein, herrschen dürfen. Der Regent mache einen freiwilligen Tausch, er nehme vom Volk einen Theil von dessen Mühen und Entbehrungen, und gebe ihm dafür ein Recht an seine Feste und Genüsse. Das Volk ist dankbar. Es will nur nicht ganz ausgeschlossen sein; der geringste Antheil am Ruhm und der Pracht seines Oberhauptes erfüllt es mit Enthusiasmus, so wie die kleinste Mühe, die der Fürst oder die Begünstigten sich aufladen, hoch angerechnet und dankbar anerkannt wird.

Wenn dieses alles nicht geschieht reizen wir nothwendig die Masse zum Nachdenken. Ein fortwährendes Beharren in einer einseitigen Richtung ruft unerbittlich die Opposition hervor, die je

länger sie zögert zu erscheinen, desto schärfer auftritt. Was ist der Ursprung des Adels? Wenn unsre jungen Männer des Volks die Archive durchsuchen, finden sie daselbst vergelbte Pergamente, auf denen unerhörte und ganz unglaubliche Schandthaten aufgezeichnet sind, sie finden ungerechte Kriege und betrügerische Triumphe. In allen diesen Dokumenten sehen sie mit Staunen die Namen der Edlen prangen, deren stolze Wappenschilder die Wände ihrer Dorfkirche schmücken. Was sollen sie denken? welch ein Gefühl soll sich ihres jugendlichen, in spröder Tugend gebildeten Urtheils bemächtigen? Sie treten aus den Hörsälen heraus und ihr Auge fällt auf jene Burgen, die die Landschaft von der Spitze eines fast unzugänglichen Berges beherrschen. Die anwohnenden Dörfer haben noch die Erinnerung an jene Greuel der Feudalherrschaft, wie sie die Besitzer jener Raubplätze in ungestrafter Willkühr ausübten. Fragen sie nach Namen, auch hier tönen ihnen

dieſelben Geſchlechter entgegen. Unwillig wenden ſie ſich hinweg; im Bewußtſein, daß jene Burgen zerſtört, überlaſſen ſie ſich dem Glauben, daß auch die Gebrechen der früheren Beſitzer im Enkel nicht fortgeerbt. Sie treten ins Leben, ſie bewerben ſich um Aemter und Stellen; wer iſt im Beſitz der einträglichſten, der ehrenvollſten? Geckenhafte Jünglinge, die da glauben machen wollen ſie verſtänden kein deutſches Wort; Männer, die ihre Ehre in ihre goldne Tabatiere und ihren Treſſenhut ſetzen; Greiſe, die die Uebel einer vergeudeten Jugend, einen vergifteten Körper und eine verwahrloſte Seele, unter dem frommen Talar eines Kirchenfürſten verſtecken. Sie fragen von neuem, und wieder ſind es dieſelben Namen, die jene Pergamente und jene Burgen ihnen nannten. Wo ſoll da die Ehrfurcht vor dem Adel kommen? Was iſt Adel? —

Ich ſage nicht, daß das Volk ſchon zu dieſen Reſultaten gelangt iſt; es iſt noch weit davon

entfernt, allein der Weg den es betritt führt ſicher dahin, und es hat den Anſchein als wolle es jetzt ſchnell zum Ziele eilen. Es nimmt alle ſeine Kräfte zuſammen, und Ihre Standesgenoſſen ebnen ihm den Weg, ſtatt ihm unüberſteigliche Hinderniſſe vorzubauen.

Die Geſetze, nach denen ein Staatshaushalt verwaltet wird, ſind ſehr einfach. Sie beſtehen in Mäßigung und Gerechtigkeit. Pflichten und Rechte werden gleichmäßig vertheilt, und wo das Glück einen Stand vor dem andern begünſtigt trete Mäßigung ein. Warum will man das allgemeine Wohlwollen, das wir im Verkehr unſern Nächſten ſchuldig ſind, nicht auf die Genoſſen eines Staatenverbandes ausdehnen? Warum mit Uebermuth Gaben ertrotzen, die nur als Früchte gegenſeitiger Milde und Nachſicht ausgegeben werden können? Dieſes heißt die Genießenden verhaßt machen, denn die Entbehrenden erſcheinen alsdann als ihre Sklaven. Möge der Adel alle ſeine

ſtolzen Vorrechte behalten, möge der Herrſcher die ungehemmteſte Willkühr üben, aber dann geſtehe man ein, daß man dieſes der Gutherzigkeit des Volks zu danken habe. Ein geheimes Eingeſtändniß macht große und offenkundige Ungerechtigkeiten wieder gut. Aber man vernachläſſige nicht den Boden, wenn er ſich ergiebig beweiſt, man ſchmiede nicht in Eiſen die Hand, die uns ernährt hat, man triumphire nicht roh und unverſchämt, wenn man von dem Gute ſeines Nächſten praßt. Die Idee eines vollkommenen Staats iſt nicht ausführbar. Das weiſeſte Geſetz wird zur Wohlthat oder zum Fluch, je nachdem es ausgeübt wird. Die grauſamſte Tyrannei iſt die, die unter dem Deckmantel der Geſetze herrſcht. Milde, Menſchlichkeit, Nachſicht, Eingeſtändniß, Verträglichkeit geben oft einem mit den unzulänglichſten Geſetzen verſehenen Staat ein blühendes Leben, während eine Folge ſtrenger Geſetzesformeln nur durch Umgehungen unſchädlich gemacht wird.

Dieſes beweiſt, daß die unterdrückten Klaſſen ſehr wohl das Unrecht fühlen, das man ihnen anthut, daß ſie es aber noch lange geduldig ertragen wollen, wenn man nicht zum Unrecht noch Hohn und Uebermuth fügt.“

Der ſonderbare Ton in dieſen Briefen, ſo wie die Grundſätze, die hier ausgeſprochen wurden, waren damals neu und unerhört. Meine Geſpräche mit Achill betrafen zwar ähnliche Gegenſtände, aber aus einem andern Lichte betrachtet und ohne die Schärfe und Bitterkeit, die mein geheimnißvoller Korreſpondent an den Tag legte. Die bewundernswürdige Kenntniß der einzelnen Fälle machten mich immer von neuem ſtaunen. Oft ſchien es, als wenn kein menſchliches Weſen die Feder führte, als ſchriebe ein Dämon jene düſtern prophetiſchen Wahrheiten nieder, die die Geſchichte auf eine grauſenerregende Weiſe zu verwirklichen ſich anſchickte. Ich theilte der Kurfürſtin gewiſſenhaft mit was ich auf dieſem Wege erfuhr, und

eine Menge Ungerechtigkeiten, im Dunkel fortſchleichende Gebrechen wurden geheilt und vergütet. Es gelang mir Thatſachen ans Licht zu fördern, die den wachſamſten Augen entgangen waren, und die durch Beſtechung oder Trägheit unthätig gemachte Gerechtigkeit zu wecken. Die einzelnen Fälle gehören nicht in den Verlauf dieſer Geſchichte.

Unterdeſſen hatte ſich der Hof zu Bamberg für mich zu einem angenehmen Schauplatz des Vergnügens umgeſchaffen. Der Fürſt-Biſchof gewann mich lieb und gab mir öffentliche Zeichen ſeiner Achtung. Er zog mich in die kleinern Kreiſe ſeiner Unterhaltung, und oft war ich mit ihm, der Gräfin Appiani und einem Fräulein von Schomberg, einer Geſellſchafterin der Gräfin, allein im Schloß. Die Soupé's waren dann von einer ungezwungenen Heiterkeit beſeelt. Die Gräfin vergaß ihre Politik, der Biſchof ſeine hypochondriſchen Träumereien, und die luſtigen Einfälle des Fräuleins machten uns alle zum Lachen.

In unsre Gesellschaft kam öfters ein Sonderling, ein alter Vicomte von Claude-Chasse, der die Frömmigkeit und den Stolz so weit trieb zu behaupten, daß er mit der Jungfrau Maria verwandt sei, und sie deshalb „meine Base" nannte. Fräulein von Schomberg und er befanden sich in einem ewigen Krieg miteinander, der uns Uebrigen viel Ergötzlichkeit bereitete. Die alte Vicomtesse war von demselben Hochmuth besessen und beide hatten Paris verlassen, weil man ihnen einst in Versailles statt eines Tabourets einen Feldstuhl angewiesen hatte. Der Vicomte unterhielt einen Briefwechsel mit der heiligen Jungfrau, worin er sie in den geringfügigsten Dingen um Rath fragte. Diese Briefe wurden regelmäßig an einen bestimmten Ort in der Kirche niedergelegt, und der alte Briefsteller war nicht wenig entzückt, wenn er eine Antwort fand, nicht ahnend, daß dessen Verfasserin allemal Fräulein von Schomberg war. Der Bischof nahm an diesen Thorheiten ein Aer-

gerniß und erklärte, daß ſie nicht zu weit getrieben werden dürften, aber die Gräfin fand in ihnen eine Quelle unerſchöpflicher Luſt, und trieb mich und das Fräulein immer von neuem an ausſchweifende Späßchen zu erſinnen. Eines Abends erſchien der Vicomte in übler Laune, beantwortete alle unſre Fragen ſehr kurz, machte ſelbſt keine, und wollte ſich vor dem Nachteſſen entfernen. Man fragte ihn um den Grund dieſes auffallenden Betragens, und er erwiederte, daß er ſeit zwei Nächten nicht habe ſchlafen können, weil ein heftiges Zahnweh ihn plage. Es wurden ihm ſogleich einige Mittel vorgeſchlagen um den Schmerz zu vertreiben, er behauptete jedoch ſie ſchon alle ohne Erfolg angewendet zu haben. „So wenden Sie ſich an Ihre Couſine!“ rief die Gräfin. — „Rathen Sie mir im Ernſt dazu?“ fragte der Alte. „Ich fürchte der Gegenſtand iſt etwas zu frivol. Ich fragte ſie ſchon neulich um Rath, ob ich mir eine neue ſehr koſtbare Perücke an-

ſchaffen ſollte, und ſie hat mich darauf ohne Antwort gelaſſen.“ — „Ah, das iſt etwas anderes,“ bemerkte Fräulein Schomberg ſehr ernſthaft. „Eine Perrücke gehört zu den eiteln Gegenſtänden des Putzes, aber ein Zahn? Wer wagte zu behaupten, daß dieſes ein entbehrlicher Luxusartikel ſei?“ — „Und er iſt noch dazu der einzige, den ich übrig habe,“ klagte der Vicomte. „Wenn ich ihn ausreißen laſſe bin ich von allen Zähnen entblößt.“ — „Alſo um ſo mehr;“ rief das Fräulein. „Der Gegenſtand iſt wichtig. Ich würde mich in Ihrer Stelle hinſetzen und in den unterwürfigſten Ausdrücken die Himmelskönigin erſuchen, mir ſpäteſtens in einer Stunde über die Frage Auskunft zu geben, ob ich den Zahn ausreißen laſſen ſoll oder nicht.“ — „Wo denken Sie hin?“ entgegnete er beſtürzt. „In einer Stunde ſoll die Antwort ſchon da ſein? Nein, mein Engel, eine ſolche Schnelligkeit im Antworten iſt ganz ohne Beiſpiel. Ich verſichere Sie,

als Madame la Vicomteſſe vor einem Jahre die unerhört ſtarke Kolik hatte, und ich mich darüber an meine Baſe wandte, kam die Antwort, daß ſie warme Umſchläge über den Unterleib brauchen ſollte, erſt nach drei Wochen, grade ſo lange wie mein Beichtvater abweſend war.“ — „Ich verſpreche Ihnen aber,“ ſagte das Fräulein ungeduldig, „daß Sie um eine Stunde die Antwort haben ſollen.“ — Der Vicomte lachte höhniſch: „Sie verſprechen, Dame; entſchuldigen Sie meine Heiterkeit, allein dieſes Verſprechen erſcheint mir ſpaßhaft. Darf ich fragen wie alt Ihre Familie iſt?“ — „Ein Ahnherr von mir kämpfte in der Schlacht bei Ronceval.“ — „Bagatelle; um einen ſolchen Ahnherrn bücke ich mich nicht ihn aufzuheben, und wenn er mir vor den Füßen läge. Da iſt der meinige ein paar Sous mehr werth, denn er ſaß bei der Hochzeit zu Cana mit zu Tiſche. Wie nun, Dame?“ — Die Gräfin und das Fräulein unterdrückten ihr

Gelächter unter den vorgehaltenen Schnupftüchern. Ich war über den Grad von Narrheit erstaunt, der in diesem alten Individuum steckte. Es wurde nun ausgemacht, daß er an die heilige Jungfrau schreiben müsse, und gleich nach seiner Entfernung setzten sich die beiden Frauen hin um eine Antwort zu stilisiren, die ich an den bestimmten Ort hintragen sollte. Diese Antwort war ein Meisterstück des mystischen Mönchstils, vermischt mit altmodiger französischer Artigkeit, wie sich die vornehmen Herrn und Damen zur Zeit Ludwig des Vierzehnten einander schrieben oder von ihren Sekretairen und Beichtvätern schreiben ließen. Ich war kaum in der Kirche angelangt, als ich gleich darauf den Vicomte eintreten sah, mit einer kleinen Blendlaterne bewaffnet, und sich vorsichtig dem Bilde seiner himmlischen Base nähernd. Er machte drei tiefe Verbeugungen und legte darauf auf den Knieen liegend sein Schreiben zu den Füßen des Bildes; war aber höchlichst erstaunt

dort ſchon ein zuſammengefaltetes Papier liegen zu ſehen. Er nahm es, eröffnete es und las mit allen Zeichen der lebhafteſten Freude und des ungemeſſenſten Stolzes die Antwort auf ſeine eben hingelegte Frage.

Am andern Morgen als ich den Frauen den Auftritt in der Kirche geſchildert hatte, erſchien der Vicomte ſelbſt und wurde ſogleich gefragt wie ſich die Angelegenheit mit dem Zahn geſtaltet habe. Er war noch ſo erfüllt von dem Wunder, daß wir ihm Zeit laſſen mußten über den ganzen Vorfall erſt recht zur Beſinnung zu kommen, dann zog er triumphirend den Brief hervor und zeigte ihn uns aus der Ferne, ohne ihn leſen zu laſſen, denn das hielt er für eine Entheiligung der verwandtſchaftlichen Correſpondenz. „Stellen Sie ſich vor, Madame,“ ſagte er zur Gräfin; „dieſesmal hab ich nicht eine Stunde warten dürfen, ich fand die Antwort auf meine unterthänigſte Anfrage ſchon daliegend.“ —

hafter Zahn eines Vicomte von Claude-Chaſſe, der die Ehre hat mit der gebenedeiten Jungfrau verwandt zu ſein.“

Alles das wurde ausgeführt und Niemandem fiel es ein darin etwas ganz Ungewöhnliches zu ſehn. Es lag im Charakter der Zeit. Meine Erziehung und der Religionsunterricht als Proteſtant, den ich genoſſen, machten, daß ich über dieſe und ähnliche Vorfälle mich anfangs gar nicht wieder zufrieden geben konnte, allein ich ſah deren ſpäter ſo viele, daß die Neuheit dieſer Seltſamkeiten verloren ging. Man glaubte in der Geſellſchaft an die ausſchweifendſten Legenden und Wunder, und nicht allein ein paar hiperbigotte Frauen thaten das, ſondern Männer, denen man in ihrem weltlichen Verkehr keine Spur dieſes phantaſtiſchen Fanatismus anmerkte. Neben arger Frivolität ſtand eine Ueberſchwenglichkeit im Gebrauch kirchlicher Formen. Ich hätte es den beiden ſchalkhaften Spötterinnen nicht rathen mögen ihre Mi-

ſtifikation laut werden zu laſſen, es hätte in dem orthodoxen Bamberg den allerärgſten Skandal erregt. Bei Scherzen dieſer Art mußte man ſehr vorſichtig zu Werke gehn, und es gehörte ein ſo ſtarker Geiſt dazu, wie ihn die Gräfin beſaß, und eine ſo über alle Grenzen hinaus treibende Spottſucht, wie er in den niedlichen Körper ihrer reizenden Geſellſchafterin gebannt war, um im Namen der heiligen Jungfrau Briefe zu ſchreiben, und noch dazu über ſolche Gegenſtände. Man bedenke, daß zu derſelben Zeit zwei Mönchsorden mit einander prozeſſirten, wer von ihnen den ächten Schwamm beſäße, der mit Eſſig getränkt dem ſterbenden Erlöſer hingereicht wurde, und daß Kardinäle und Biſchöfe ſich in dieſen Streit miſchten und die Fakultäten Gutachten darüber einſenden mußten.

Die Geſellſchaft der luſtigen Eremiten. — Einige Züge zur Sittenſchilderung der geiſtlichen Höfe.

Noch muß ich bei meinen Bamberger Erinnerungen eines jungen Mannes Erwähnung thun, der ſich mir mit enthuſiaſtiſcher Regung anſchloß. Es war dieſes ein Graf Schönborn, ein Verwandter des Biſchofs. Der Letztere hat mich einen wohlthätigen Einfluß auf dieſen lebhaften und zu allen Arten von Exceſſen geneigten Jüngling auszuüben; ich verſprach es. Mein junger Freund war Zögling eines Jeſuiten-Collegiums, und ſpäter iſt er zu dieſer Verbrüderung übergegangen und hat eben ſo ausgelaſſen den Fanatiker geſpielt, als früher den Libertin. Bei einem Geſpräch, das ich einſt mit ihm über das Spiel und deſſen zerſtörende Folgen hatte, zeigte ich ihm meinen Orden vom Senfkorn, den ich gewiſſenhaft noch

immer auf der Bruſt trug, und machte ihn willig ſich in dieſe ſehr ehrenwerthe Verpflichtung mit aufnehmen zu laſſen, allein die Correſpondenz, um die gehörigen Papiere zu erhalten, ging ſo langſam, daß der Eifer bei meinem jungen Freund darüber erloſch und ich Bamberg verließ. Er zeigte mir bei dieſer Gelegenheit zwei andre Orden, deren Tendenz ſehr von dem des meinigen verſchieden war, und die einen Beweis liefern, wie jene Zeit zu allen möglichen geheimen und öffentlichen Verbrüderungen hinneigte. Es war da der Orden „der luſtigen Eremiten", deren Statuten auf die Begründung eines ſehr ungezwungenen Verkehrs mit den Frauen hinwirkten, und „die Brüder des rothen Strumpfbandes", das einen noch frivolern Zweck hatte, indem die Mitglieder dieſer edlen Sippſchaft die Strumpfbänder ihrer Geliebten ſammelten, und wer davon eine gewiſſe Zahl beiſammen hatte, vom Oberhaupte ein rothes Band erhielt, das zwar öffentlich aber doch dabei

für den Ungeweihten unkenntlich getragen wurde. Die Erziehung bei den Jeſuiten hatte meinem jungen Freunde eine Kunſt zu ſchmeicheln und ſich beliebt zu machen beigebracht, die dieſe ſchlauen Väter als unentbehrlich für das Fortkommen in der großen Welt betrachteten, die aber die Grundlage eines Charakters nicht ſelten zerſtörte. Da ich faſt täglich Zutritt ins Kollegium hatte, that ich einen Blick in die Zwecke und Einrichtungen dieſer ſo merkwürdigen Geſellſchaft. Ich konnte ihr trotz der Stimmen, die ſich ſchon damals feindſelig gegen ſie erhoben, meine Achtung nicht verſagen, denn man hat ſchon viel gewonnen, wenn man ſich ſeines Zweckes bewußt iſt. Die für einen Staat wie für ein Individuum unheilbringendſte Intelligenz iſt die Miſchung großer Eigenſchaften mit kleinen Zwecken, die Halbheit im Handeln und in der Geſinnung, das ewige Schwanken zwiſchen öffentlicher Meinung und eigenem Gutachten. Wenn die Proteſtanten eine

weltlich-geiſtliche Verbrüderung der Art hätten, die Kirche und der Staat ſtänden ſicherer und wären nicht ſo ſehr dem politiſchen wie religiöſen Sektirergeiſte unterworfen.

Die Zeichen von Gewogenheit, die ich von der Nichte des Biſchofs erhielt, wurden immer in die Augen fallender. Dagegen ging Fräulein Schombergs munterer Charakter, je länger wir beiſammen blieben, in offenbaren Trübſinn über. Ihre muthwilligen Einfälle verſchwanden ganz, und wir wurden an ihr einen Trieb gewahr ſich von der Geſellſchaft zu entfernen, um ungeſtört in ihrem einſamen Zimmer oder auf einem Spaziergange ihren Meditationen nachzuhängen. Der Biſchof machte zuerſt darauf aufmerkſam, und da er glaubte geiſtliche Skrupel beſchäftigten das Gemüth dieſer jungen Dame, drang er in ſie ihm ihren Kummer zu entdecken; allein er erfuhr nichts. Ein Zufall ließ mich das Geheimniß errathen, das eben ſo überraſchend als betrübend für mich war.

Eines Nachmittags spielten wir Volant in dem großen Saal des Schlosses. Die Gräfin, die in diesem Spiel Meisterin war, forderte mich zu einer Parthie auf, und wir ergriffen beide die Schläger. Der Vogel wurde einigemal glücklich hin und her geworfen, plötzlich, durch eine Unachtsamkeit von meiner Seite, flog er mir ans Auge, und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß wenig fehlte, so wäre ich besinnungslos zu Boden gestürzt. Fräulein von Schomberg, die in einer Ecke des Saals am Stickrahmen saß, stürzte als sie mich bluten und wanken sah mit einem wilden Schrei auf mich los, riß ihren kleinen Schleier, den damals die Frauen bei Hofe trugen, ab, und wollte meine Wunde verbinden, fiel aber selbst ehe sie dieses bewerkstelligen konnte ohnmächtig zu meinen Füßen nieder. Der Vorfall setzte uns alle in Erstaunen; eine Leidenschaftlichkeit so starker Art hatten wir an unserer jungen Freundin noch nie bemerkt. Man trug sie ins Bett, wo sie, als sie aus der

Bewußtloſigkeit erwachte, in ein Fieber fiel, und einige Tage zwiſchen Tod und Leben ſchwebte. Die Gräfin, die ſie pflegte, erfuhr in den Fieberausbrüchen das Geheimniß ihres Kummers, und dieſer beſtand in einer ausſchweifenden Liebe, deren Gegenſtand ich war. Kein Mißgeſchick hätte mich härter treffen können. Ich vergoß Thränen und machte mir die heftigſten Vorwürfe, daß ich durch irgend eine Unbedachtſamkeit in meinem Betragen vielleicht dieſer unglücklichen Leidenſchaft den Urſprung gegeben, ich marterte mich indem ich immer wieder mein Betragen gegen das Fräulein von Schomberg bis in die geringſten Umſtände hinein prüfte, allein ich entdeckte nichts ſträfliches von meiner Seite. Ich hatte in frühern Zeiten ihre gute Laune getheilt, zu allen ihren muthwilligen Streichen willig die Hand geboten und dieſes um ſo bereitwilliger gethan, da mir im Charakter dieſes geiſtvollen heitern Mädchens nichts weniger als Grübelei und Sentimentalität zu lie-

gen schien. Seit Maria für mich verloren war, hatte ich es aufgegeben an ein Glück bei Frauen zu denken; ich erschien mir in meinem Ernst und meiner Theilnahmlosigkeit so unliebenswürdig, daß ich nicht von ferne daran dachte, daß man mich zum Gegenstand einer so aufrichtigen und lebhaften Neigung erwählen könnte, wie es hier geschah.

Um mich, so viel es in meinen Kräften lag, von dem Vorwurf zu befreien, diese unglückliche Leidenschaft zu begünstigen, entfernte ich mich auf einige Zeit aus Bamberg, und benutzte hierzu einen Auftrag des Bischofs, der mich freundschaftlich ersuchte bei dem Fürst-Bischof von Trier eine wichtige Angelegenheit durchzusetzen. Da mir von Dresden aus die Zustimmung und dazu noch einige andere Aufträge gegeben wurden, reiste ich unverzüglich ab, und langte in wenigen Tagen in Coblenz an, wo sich der Hof damals aufhielt. Ich lernte jetzt einen zweiten geistlichen Hof kennen, er war sehr verschieden von dem, welchen ich eben ver-

laſſen. Der Fürſt-Biſchof von Trier war ein Fürſt aus einer öſterreichiſchen Familie, die mit großen Reichthümern große Anſprüche verband. Der Prinz Clemens war in dem Luxus und in den Wollüſten der größten Höfe Europa's erwachſen. Seine Jugend fiel in die franzöſiſche Regentſchaft, und er hatte die zügelloſen Sitten, die an einem Hofe herrſchten, wo ein Dubois regierte und eine Anzahl ſchamloſer Weiber das Scepter lenkten, mit nach Deutſchland gebracht. Dieſe Ausgelaſſenheit wurde aber von dem Prinzen unter die eleganteſten Formen verſteckt. Man ſah ſeinem geiſtreichen Geſichte keine Spur der Freimüthigkeit und der Scherze an, die im Gefolge der nächtlichen Orgien ſich ſeinem Charakter und Geſchmack angeheftet hatten. Nie ſah ich das achtzehnte Jahrhundert ſo verderbt und ſo liebenswürdig auftreten als in der Perſon dieſes geiſtlichen Fürſten. Die Künſte blühten an ſeinem Hofe, er zählte die beſten Sänger in ſeiner Ka-

pelle, die verdientesten Künstler in seinen Akademien. Die Resultate waren erstaunenswerth. Er wetteiferte im Glanz mit dem Herzog von Pfalzzweibrücken und dem Kurfürsten von Baiern. Sein Pallast in Coblenz enthielt die kostbarsten Sammlungen, die raffinirtesten Produkte des Luxus waren angehäuft und der Raum unermeßlicher Säle schien für diese Reichthümer nicht auszureichen. Es gab in diesem Pallast Kabinette, in denen eine orientalische Weichlichkeit herrschte, und von denen man nur hätte wünschen mögen, daß sie einem Schüler des Epikur statt einem Diener der Kirche angehören möchten. Ebenso leiteten die versteckten Corridore, die mit trüben Alabasterlampen beleuchteten Gänge die Phantasie auf Irrwege, die weit ab von der Schwelle eines christlichen Tempels führten. Allein Niemandem fiel es ein diese Pracht tadelnswerth zu finden. Des Bischofs Land war reich, seine Einwohner klagten nicht, der Hof unterstützte die einheimi-

ſchen Fabriken, und nirgends im Reich hörte man weniger über Elend ſchreien als in den Staaten dieſes Fürſten. Der Nuntius, von Rom kommend, beſuchte unwillig und flüchtig die ärmern Patriarchenſitze, er durcheilte den Norden Deutſchlands, um in deſſen Süden ſich deſto länger zu verweilen. Hier, wußte er, erwarteten ihn die paradieſiſchen Stimmen ſeiner Heimath, hier konnte er bequem in einem geſchmackvollen Fauteuil ſitzend und den Wein von Syrakus ſchlürfend, die Triller ſeiner Lieblinge in einem prächtigen, von tauſend Lüſtren erleuchteten Opernſaale vernehmen, während er bei jenen pflichtgetreuen Prieſtern die ganze herbe Litanei der Klagen über menſchliches Elend und die geſunkene Macht der Geiſtlichkeit mit unterdrücktem Gähnen anhören mußte. Hier tanzten indiſche Bayaderen in ihren verführeriſchen Schleiern von roſenrother Gaze vor den Blicken Ihrer Eminenz, während dort ein Zug hungriger Bauern ihm ein ekelhaf-

tes Willkommen bot und eine verstimmte Orgel sein kunstgeübtes Ohr in der Kirche durch ihre Mißgriffe marterte. Was Wunder, wenn Ihre Eminenz dieses geschmeichelte Ohr, dieses gelieb-koste Auge wegwendete und zuschloß, wenn Dinge berichtet wurden, die an diesen volüptiösen Höfen vorfielen, und die nicht ganz mit den Vorschriften des heiligen Petrus zusammenstimmten.

Da der Bischof ambitionirte seinerseits zu einer Vereinigung der Interessen Oestreichs und Sachsens gegen Preußen wesentlich beizutragen, so war mein Empfang ein so festlicher, als wenn ich gekommen wäre einen günstigen ersehnten Friedensschluß abzumachen. Eine Festtafel wurde mir zu Ehren angeordnet, und der Fürst selbst führte mich in den Saal, während er die rechte Hand ausgestreckt hielt und ich der Etikette gemäß ihn an der Spitzenmanchette fassen mußte. Eine Begleitung von Hofschargen, die kein Ende nahm, eröffnete und schloß den Zug unseres Eintritts

in den Bankettſaal, der mit Gemälden von Rubens geſchmückt war und von Gold und Farben ſchimmerte. Ich erhielt einen Platz zur Rechten des Fürſten, während der Geſandte eines bedeutenderen Hofes den zweiten Rang nach mir einnahm. Während der Tafel, wo kein Wort über Politik geſprochen wurde, unterhielt ſich der Fürſt mit mir über die Sonnette Petrarca's, deren er einige mit dem ſchmachtenden Ausdruck eines liebeſiechen Mädchens deklamirte, während von der Gallerie herab die Melodieen Cimarosa's und Lulli's in den weicheſten Flötenakkorden niederglitten. Es waren Frauen bei Tafel und darunter ein paar Franzöſinnen, die mich durch ihre Schönheit frappirten. Dennoch galt eine Gräfin de Luc, eine geborne Deutſche, für des Prinzen Favorite. Sie war nicht gegenwärtig, und ich erhielt die Weiſung mich bei ihr zu melden faſt in den nämlichen Formen, wie man einer regierenden Fürſtin den Hof macht. Die Gräfin de Luc be-

wohnte einen Sommerpallaſt am Rhein gelegen, und zweimal die Woche verſammelte ſich der ganze Biſchöfliche Hof in den ſchönen Gärten dieſes Paphos, wo in der That die Liebesgötter ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben ſchienen. Nie war die Reſidenz einer Favorite prachtvoller und wollüſtiger. Alles was die Künſte Schmeichelndes, die Wiſſenſchaften Erhabenes, das Leben Bequemes und Ergötzliches haben, war hier auf den Spielraum von weniger als einer Stunde Weges ausgeſchüttet. Der Pallaſt enthielt im Kleinen alles was eine Sultanin des Orients wünſchen konnte, der Garten war mit den Waſſerkünſten Verſaille's geſchmückt, und eine ausgeſuchte Bibliothek zeugte von dem europäiſchen Gedanken- und Gefühlsluxus, der, indem er einer Favorite des Sultans ewig fern bleibt, der Geliebten eines geiſtlichen Fürſten zu gute kommt.

Am Hofe zu Bamberg hatte die Politik geherrſcht, hier ſchien die Galantrie und die Pracht

der Künſte ihren Scepter zu ſchwingen. Ein leichtſinniger Hof voll ſchwarzer Abbé's und in Flor gewickelter junger Witwen ſchien ſich einer gedankenloſen Freude hinzugeben, und doch war unter dieſen Formen die Politik des achtzehnten Jahrhunderts am liebſten verſteckt. Der Fürſt empfing Depeſchen, er arbeitete in ſeinem Kabinette, während man ihn mit dem Hofjuwelier über ein neues Halsgeſchmeide für die Gräfin de Luc in Deliberationen verſenkt glaubte; er ſchien mit einem Domdechanten über eine neue geiſtliche Dekoration zu ſtreiten, und ließ ſich von ſeinem Spion die politiſchen Details der Kabinette von Berlin und Dresden berichten, man glaubte ihn der Abtiſſin eines reichsunmittelbaren Stiftes Artigkeiten über den Wurf ihres Schleiers und ihre friſche Farbe ſagen zu hören, und er ziſchelte ihr Inſtruktionen zu, wie ſie durch eine ihrer hübſcheſten Penſionärinnen auf einen der Würdenträger des heiligen römiſchen Reiches wirken könne.

Alles an dieſem Hofe war aus halben Worten zuſammengeſetzt; nie war ein Lächeln, ein Blick ohne Commentar verſtändlich, und da man gewohnt war, daß die ernſthafteſten Erörterungen ſich in die bunteſten Farben kleideten, ſo ſuchte man in jedem Ballet die Analyſe eines politiſchen Vertrages. Dieſes kümmerte jedoch die völlig Sorgloſen nicht. Wer ſich ohne Rückhalt dem Vergnügen hingeben wollte that es und fand Beifall. Nur der Fürſt und ſeine nächſten Umgebungen liebten es, ſich unaufhörlich mit Räthſeln zu umſpinnen und den Geiſt der Intrigue athemlos zu hetzen, oft nur um eine Nußſchaale aus dem Waſſer zu ziehen. Gewiß iſt's, daß dieſe Maxime wenn auch nicht zur Moral doch zum Vergnügen führt. Ein kleiner Hof an dem der Anſtand und die Ernſthaftigkeit das Scepter führt erlahmt bald und verliert den Gebrauch ſeiner Kräfte. Die Intereſſen, die die Rechtlichkeit und die Tugend geben, ſind bald erſchöpft und eine gewiſſe Bieder-

keit der Gesinnung verträgt sich mit nichts schlechter als mit der Grandezza eines kleinen Hofes. Um nicht zu vertraut zu werden muß man für eine Aufrichtigkeit sechs Falschheiten in Bereitschaft halten, und immerwährend muß die Miene auf dem Antlitz wechseln, wenn auch kein edleres Motiv dazu da ist, als das Verlangen dem Auge ein angenehmes Spiel veränderter Formen darzubieten. Die Tugend ist immer anspruchslos, die Geduld ist ewig milde und die Festigkeit verändert nie eine Muskel, allein diese erhabenen Eigenschaften in den geräuschvollen Kreis der Gesellschaft gebracht, würden ihre Würde einbüßen, und für Apathie, Indifferentismus und sorglose Trägheit gelten. Die Schminke der Leidenschaft muß oft die Wange des redlichen Mannes überziehen, aus keinem anderen Grunde, als um die Zeichnung, die die Philosophie und die Tugend zu einfarbig angelegt, mit bunten Lichtern zu erhöhen. Es ist nicht drum die Folge, daß eine Unwahrheit auf der Wange mit

TAYLOR INST. OXFORD

einer Unwahrheit im Herzen correſpondire; der Firniß der geſelligen Schwächen, Uebertreibungen und Heucheleien wird nur in dünner Lage aufgetragen; er durchzieht nicht den Kern des Holzes, und daher bleibt dieſer geſund. Die Geſellſchaft iſt in der Regel verſchrieen wegen ihrer Laſter, aber wüßte man wie unſchuldig dieſes Maskenſpiel iſt, man würde ihm nicht zürnen. Der Einſiedler in der Stille ſeiner Klauſe kann ſich in der ganzen Strenge ſeiner anachoretiſchen Tugend gehen laſſen; dieſe Tugend tritt Niemandem in den Weg, ſie wird Niemandem zum Vorwurf; der Mann in der Geſellſchaft muß dieſe Tugend verſtecken, um ſie ungeſtraft auszuüben. Er darf nichts ſo ſehr ſcheuen als die Anmaßung beſſer ſein zu wollen als ſeine Umgebung. Immer muß er die Miene annehmen als ſähe er ſich von lauter Muſtern umringt, als wäre er in einem maßloſen Erſtaunen begriffen über die Vollkommenheiten, die die Geſellſchaft vor ſeinen Augen zur Schau

ſtellt. Dieſes Erſtaunen zeigt ſich in einer ewigen ſchmeichelhaften Aufmerkſamkeit auf die Handlungen und Reden Anderer, und wenn er auch jede Faſer am Rocke ſeines Nachbars kennt, ſo muß er ſich ſtellen als wenn er dieſen Rock zum erſten Mal ſähe. So viel Falſchheit wird nicht ohne Opfer erkauft, aber dieſe Opfer gehen den Menſchen nichts an, ſie bezahlt die Puppe, die geputzte, geſchminkte, mit Redensarten, Scheintugenden und Scheinlaſtern behängte Puppe. Wie wäre es denn ſonſt möglich eine Stunde nur in der Geſellſchaft auszuharren, wenn man ſtets mit ſeiner Perſon bezahlte? Wenn man eine wirkliche Empfindung des Herzens, einen wahren originellen Gedanken des Kopfes in die Falten einer ſeidnen Tapete fallen ließe, oder unter den Marken eines Spieltiſches miſchte? Niemand verlangt oder erwartet auch das. Alle dieſe intereſſanten Neulinge ſind innerlich abgelebte Greiſe, dieſe friſchen unerfahrenen Herzen ſind in Wahrheit kalt, ſtreng

und voll Mißtrauen. Sie hüten die keusche Glut ihrer wahren Empfindung desto sorgfältiger, je leichtsinniger sie die gemalten Flammen vertheilen. Wollte man ihnen eine ungeheuchelte Gunst abjagen, könnte man jahrelang werben, aber scheinbar löst eine Stunde bei einem guten Souper alle Siegel von ihren Herzen. Man hat die Genüsse der Aufrichtigkeit ohne die Lasten des wahren Vertrauens tragen zu müssen; man spielt mit dem Zauber der Liebe ohne die Beschwerlichkeit der Treue zu fürchten, und dem Ausspruche eines geistvollen Gedankens geht nicht die trockne Anstrengung philosophischen Grübelns vorher; denn man borgt den Geist eben so wie die Farbe der Gesundheit. Eine vollkommene Gesellschaft ist das Bild aller Tugenden, erkünstelt durch Laster.

Das Bild, wie ich es hier von der Gesellschaft entworfen habe, ist in keinem Zuge übertrieben. Den Gesetzen zufolge, nach denen sich ein so seltsames Institut bildet, als das Zusammenleben,

innerhalb der Grenzen der feinsten Civilisation, ist jede Gesellschaft der andern ähnlich. Die Sitten der einzelnen Jahrhunderte können eine besondere Färbung, aber keine Umgestaltung der Stoffe mit sich führen. Ich gebe jedoch zu, daß grade die Zeit, die ich erlebte, und die ich hier beschreibe, den Kulminationspunkt bildet in dem was man die äußerste Verfeinerung der Formen nennen kann. Die Affektation hatte die höchste Staffel erreicht, die Wahrheit, jede Art derselben, war so gänzlich aus dem geselligen Umgange verschwunden, daß auch das geübteste Auge nicht mehr den Grund einer Lüge entdeckte, denn man wollte nicht zugeben, daß blos aus Lust zur Lüge die Wahrheit verdrängt war. Man setzte das Schauspiel selbst hinter den Coulissen fort, und dieses ist wahrlich unnöthig, denn die besten Schauspieler müssen Augenblicke haben, wo sie sich einander ins Gesicht lachen über den Pathos ihrer Rolle, über die Flitter ihres geborgten Anzugs.

Man muß Zeit haben einander zu gestehen, daß man noch gesunde Gliedmaßen habe, und daß dieser Panzer oder jene Toga uns nicht so arg eingeschnürt haben, daß wir keinen freien Schritt mehr thun können. Wo diese Momente der Erhebung des Künstlers über sein Werk wegfallen, trägt alles zu sehr den Anstrich eines peinlichen Ernstes, als daß ein vernünftiger Mann sich lange diesen Gesetzen zu unterwerfen Lust hätte; er kehrt zu seinen Gewohnheiten, zu der Wahrheit und der Tugend zurück, und je mehr er Talente und Gaben mitbrachte, desto empfindlicher für die Gesellschaft wird sein Verlust. Ich fürchte daß die Reaktion nicht ferne ist, und daß man bald die Barbarei und die äußerste an Rohheit grenzende Aufrichtigkeit diesem feinen Spiel ununterbrochener Lügen wird folgen sehn.

Diese Betrachtungen liegen nicht außerhalb dem Kreise dieser Erzählung. Es kommt hier nicht so viel darauf an, Begebenheiten zu häufen als

Sitten zu ſchildern. Da ich mich als Hauptperſon hingeſtellt habe, darf ich nicht den Verdacht erwecken, als wenn meine Schickſale das einzige Ziel der Aufmerkſamkeit meines gefälligen Leſers ſein ſollten, das Jahrhundert in ſeinen Eigenthümlichkeiten in Leben und Meinung ſind ein weit würdigerer Gegenſtand, und nur um dieſen ins gehörige Licht zu ſtellen nehme ich meine Erlebniſſe zu Hülfe.

Meine diplomatiſchen Verhandlungen mit dem Fürſten wurden durch die nicht endende Reihefolge der Feſte unterbrochen und immer wieder weiter hinausgeſchoben. Anfänglich beſchäftigte eine große kirchliche Ceremonie die Reſidenz und die ganze Umgegend, ja faſt ganz Deutſchland nahm daran Theil. Eine ungeheure Maſſe Wallfahrer bedeckten beide Ufer des Rheins; von allen Seiten ſah man Gnadenbilder herbeitragen und hörte den Geſang der Pilger. Coblenz und die Umgegend glich einem unermeßlichen Feldlager, nur mit dem

Unterſchied, daß ſtatt der Waffen Blumenkränze die Zelte ſchmückten, und ſtatt des Schalls der Trommel die Litaneien in die Lüfte ſtiegen. Der Fürſt las an dem Hauptfeſttage in einem prächtigen Ornat die Meſſe. Alle Kurfürſten des Reichs umgaben in Perſon oder in ihren Abgeſandten den Chor der Kirche. Es war ein Gewühl geiſtlicher und weltlicher Fürſten. Man ſah die langen violetten Schleppen der italieniſchen Biſchöfe neben den ſchwarzen ſpitzengarnirten Chorgewändern der deutſchen Stifte, die rothen Togen der Kardinäle neben dem Hermelin der Palatine. Die Gallerien füllten Damen, unter denen Aebtiſſinnen ſich zeigten mit Brillanten geſchmückt und in ſchwarzem Flor, während die Schönheit der jugendlichen Fürſtinnen Deutſchlands ſich in die eitlen Gewänder ihrer irdiſchen Größe hüllte und mit jenen frommen Frauen in der gewählten Koketterie des Putzes wetteiferte. Die Hallen der Kirche tönten vom Schall der Poſaunen wieder,

Weihrauchdüfte wirbelten empor, und mitten in dieſer miſteriöſen Atmoſphäre ſah man den Fürſten erſcheinen und mit einer graziöſen Beugung am Altar niederſinken. Unterdeſſen verkündeten Trompetenfanfaren den Beginn des ambroſianiſchen Lobgeſangs, dem eine der herrlichſten Hymnen Paläſtrina's folgte.

Nie hab' ich die Pracht und Würde des kirchlichen Geſanges in dieſer Vollkommenheit erlebt. Es war ein Sturm der Empfindung, ein Wirbel der Töne, der alles mit ſich fortriß. Kein Herz konnte ſich dieſem Einfluſſe entrücken. Der Boden der Kirche, der mit Knieenden bedeckt war, glich einem Aehrenfeld, wo alle Halme ſich dem Sturmgange eines Gewitters gebeugt haben. Mitten in dieſen Streit der Stimmen klang wie die Sprache der Engel ein himmliſches Solo hinein, das den Schrecken milderte und den gepreßten Buſen erleichterte, dann fielen wieder alle Inſtrumente ein, und ein tauſendſtimmiges Halleluja beſchloß

die erhabene Feier. Der Zug ging aus der Kirche hervor und durch die Stadt bis an den biſchöflichen Pallaſt, der dicht am Rheine liegt. Welch ein Gemälde, dieſe prunkenden Geſtalten, dieſe wehenden Fahnen und ſchimmernden Kreuze im ruhigen Spiegel des Stromes wiederſcheinen zu ſehen. Ein heiterer Himmel breitete ſich über eine blühende Erde, und verlieh dadurch dieſem feſtlichen Gedränge eine Würde und Anmuth, die die Hallen ſelbſt des größten Tempels ihr nicht hätten geben können.

Gegen Abend nahm dieſes Feſt einen weltlichen Charakter an. Die erleuchteten Säle des Pallaſtes erglänzten von Koſtümen, denen bis auf wenige Abzeichen alles Geiſtliche abgeſtreift war. Die Schleppe war verſchwunden und blos der violette Strumpf geblieben, der ein ſchönes Bein hervorhob; ein Ordensband flatterte und ein Stern glänzte, wo wenige Stunden vorher das einfache Zeichen des Kreuzes auf der Bruſt geruht

hatte. Die Paare der Menuet ſtellten ſich zuſammen, und eine junge Grazie, eine Prinzeſſin von Pfalzzweibrücken, unbeſtritten die Königin dieſes Abends, führte an der Hand eines Chevaliers de Malthe den Reihen an. Eine Atmoſphäre von Ambra fluthete dieſem Paare nach und war gleichſam der Strom, in dem die nachfolgenden Federbüſche wie ſilberne Schwäne ſchwankten. Ich führte die Gräfin de Luc, und dieſe prächtige Geſtalt ſchwankte neben mir in der Fülle eines ſo erſtaunenswürdigen Reifrocks, daß der Schnitt dieſes himmliſchen Gewandes einer neidiſchen Pariſerin, die uns auf dem Fuße folgte, Vapeurs zuzog. Ich brachte meine Göttin mit all der koketten Zierlichkeit, die ich mir auf den kleinen Bällen der Gräfin Coſel angeeignet hatte, durch alle Windungen des Tanzes glücklich bis ans Ende und zu ihrem Fauteuil zurück. Zur Belohnung ſchenkte mir die Dame ihre Aufmerkſamkeit auf den ganzen Reſt des Abends. Unſer

Gespräch bestand aus Wiederholungen und Fadheiten. Die schöne Frau beabsichtigte durchaus keinen andern Eindruck auf einen Mann hervorzubringen, als den, der immer der unabweisliche Begleiter von einem Paar runden Schultern und einer schön gewölbten Brust ist. Ich fand in ihrer Unterhaltung keine jener witzigen beißenden Anspielungen, an die ich mich fast schon gewöhnt hatte, wenn ich mich in einem tête-a-tête einer Frau gegenüber befand. Die Beziehungen der Zärtlichkeit und eines geübten Herzens hatte ich schon fast ganz vergessen. Die Gräfin fand aber für nöthig mich wieder auf diese Künste zurückzuführen. Ich errieth ihren Willen, und ehe eine Stunde verging befanden wir uns schon beide im Feuer eines galanten Wortgefechts, in dem ein verstecktes Vertrauen, eine verhüllte Leidenschaft, ein scheuer Blick und ein versagendes Lächeln die gewöhnlichen Angriff- und Vertheidigungswaffen waren. Bei allem dem merkte ich

aber bei Zeiten, daß ich nur der Köder an der Angel war. Mein geübtes Auge, durch keine Illusionen der Jugend mehr verblendet, sah über die entzückenden Mienen der schönen Verführerin hinweg und bemerkte ein unruhiges Individuum, das ewig auf einem Absatz schwankte und sich die Fingerspitzen seiner Handschuhe zernagte. Dieses gepeinigte Wesen war ganz ohne Zweifel ein getreuer Schäfer, der in seinem Dienste laß geworden zu neuer Thätigkeit entflammt werden sollte. Und in der That das Mittel wirkte; die dunkeln Augen „des Mannes der Qual" wurden immer wilder und brennender, je abgeschmackter die Fadheiten, die wir gegeneinander austauschten. Ich belustigte mich scheinbar in die Falle zu gehn, und bemerkte den in Schach gehaltenen Liebhaber den ganzen Abend hindurch nicht. Nach Mitternacht, als die ganze Gesellschaft in den mit bunten Lampen erleuchteten Garten niederfluthete, kam in einem abgelegenen Bogengange mein Amoroso

auf mich zu und lies eine Art von Ausforderung an mich gelangen. Ich erwies ihm die Gefälligkeit sie anzunehmen, und dieses Duell endigte so viel ich mich besinnen kann glücklich für beide Theile. Ich würde dieses Umstands hier nicht erwähnen, wenn nicht der Zufall mir grade in meinem Gegner einen Menschen zugeführt hätte, dem ich schon lange auf der Spur war, und den fest zu nehmen ein Theil meiner geheimen Aufträge gebot.

Es spielte unter den feinen Spitzbuben, die im Gefolge der Diplomatie der damaligen Höfe auftraten, ein gewisser Chevalier Clement eine bedeutende Rolle. Er war ein eben so geschickter Betrüger als interessanter Weltmann. Noch immer haben die geheimen Akten nicht erwiesen, in dem Interesse welchen Hofes er seine Sendung antrat; gewiß jedoch scheint es, daß er mehreren Kabinetten zugleich diente, und daß man bei ihm eine Anzahl Chiffres fand, die nur auf dem Wege

bestimmter Autorisation in seine Hände konnten gelangt sein. Der Leser erinnert sich aus dem ersten Abschnitt dieser Denkwürdigkeiten einer Scene, wo ein geheimnißvoller Reisender bei Nacht und mit Hülfe des verdächtigen Paters Joachim den Fluß in der Nähe der Pfarrwohnung überschiffte. Dieser Flüchtling war der Chevalier Clement. Er ging nach Brüssel und wollte von dort nach Amerika entwischen, als ihn sein Schicksal in der Gestalt eines preußischen Gensd'armes-Majors erreichte, er nach Berlin gebracht und dort nach kurzem Prozeß enthauptet wurde. Der Pater ergriff gleich nach dem obigen Vorfall die Flucht, und man weis wie groß der Schmerz und die Verwirrung war, die jenes Päckchen Papiere, die unglücklicher Weise in meinen Händen zurückblieben, in unserem Hause verursachten. Des Chevaliers Tod war das Zeichen zur unmittelbar darauf erfolgten Aussöhnung der Höfe von Dresden und Berlin. Man unterdrückte bei der Gelegenheit gewisse ärgerliche

wie die Geſinnungen des Kopfes, an dem er hing. Es gab nirgends ein Halt, eine Stütze mehr. Man war umgeben von Courtiſanen, die plötzlich bei Lüftung ihres Halstuches die Duell-Narbe eines jungen Eiſenfreſſers zeigten; man bewunderte den Alt einer ſchönen Stimme, die uns eine ſchmachtende Arie von Piccini ſang, und hörte einige Monate darauf dieſelbe Stimme ein Huſarenregiment kommandiren.

Der Chevalier Clement hatte Schüler hinterlaſſen, die ihm zum Ruhm gereichten. Einer derſelben war der junge Amoroſo, der mir die Ehre anthat ſeinen Degen gegen den meinigen zu meſſen. Es war eine ſchlanke geſchmeidige Geſtalt mit einem bleichen Geſicht von italieniſcher Färbung, einem kalten aber doch zugleich verbuhlten Lächeln und einem unnachahmlichen verführeriſchen Kauderwälſch von franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Brocken, in welchem er ſeine Wünſche herſtammelte. Solche Invalide der Sprache

werden den Frauen beſonders gefährlich. In dem Wörterbuch der Liebe ſteht kein einziger Ausdruck der vollkommen einem in Brand geſetzten Herzen genügte, die Phantaſie ſucht immer noch über die Grenze des Wortes herüber etwas Unerfaßliches, und findet dieſes in dem geheimnißvollen Stammeln, das jeder und keiner Sprache angehört, indem das Ohr Klänge vernimmt, die an die erſten Naturlaute eines Kindes mahnen und dann wieder andere, die eine alte bekannte Weisheit, aber nur halb, ausſprechen.

Als ich bis zur Evidenz herausgebracht hatte, daß mein Gegner derſelbe ſei, den meine Papiere bezeichneten, war ich grauſam genug ihm bis zu ſeinem Verſteck zu folgen, das heißt bis in die Gemächer des Sommerſchloſſes der Gräfin de Luc.

Die Gefangennehmung. — Die galanten Eremiten. — Die Insel der Arkadierinnen.

Blicke ich auf die bunten Scenen zurück, die ich jetzt beschreiben will, so kommt es mir vor als hätte ich den Akt einer Feen-Oper darzustellen. Es war in den letzten Wochen des Juni als sich der Hof auf's Land begab, die Geschäfte verlassend und sich einer ungebundenen Heiterkeit hingebend. Jenseits des Rheins liegt ein kleiner Ort, Pfaffendorf genannt, dort befand sich in einem dichten Wäldchen von Buchen, Linden und Nußbäumen ein kleiner Sommer-Pavillon des Fürsten, den er in Folge der Eingebung einer poetischen Laune sehr phantastisch ausgeschmückt hatte. Das Aeußere dieser Wohnung oder vielmehr dieser kleinen Stadt, denn es waren in einem Halbkreis mehr als hundert Häuschen, die mit einem etwas größern Hauptgebäude in Ver-

bindung waren, zeigte die ſtrengſte Einfachheit. Es ſchienen grob zuſammengezimmerte Eremiten-Klauſen, jedes mit einem Dach von Schindeln, einer kleinen Glocke und einem Bänkchen vor der Thüre. Oeffnete man aber dieſe anachoretiſchen Zellen, ſo blickte man in Spiegelwände, bewunderte japaniſche Vaſen, fühlte ſich von Wohlgerüchen angeweht und ſank auf Polſter von Seidenſtoffen. Jedes Häuschen enthielt ein größeres Gemach, zwei kleine Kabinette und einen Vorplatz, der auf den Wald hinaus führte und mit Blumen beſetzt war. Jeder Klausner hatte das Recht, kleine luxuriöſe Abendeſſen vor ſeiner Hütte zu geben und dazu ſeine Nachbarn einzuladen, die Mittagsmahle behielt ſich jedoch der Prior vor, und dieſe heitern Vereinigungen des ſämmtlichen Kapitels wurden mit einem Zeichen der großen Glocke auf der Prior-Klauſe zuſammenberufen. Den übrigen Theil des Tages erging man ſich im Wäldchen, fuhr in geſchmückten Nachen

auf dem Rheine oder ſtattete Beſuche in der Umgegend ab. Dieſe Beſuche durften aber nie ſich bis zu den Mauern der Stadt erſtrecken, dies wäre gegen das Gelübde der Einſamkeit und Weltentfernung geweſen. Ein eben ſo empörender Verſtoß gegen die Statuten dieſes ehrwürdigen Ordens wäre irgend ein ernſtes Geſchäft oder auch nur ein ernſtes Geſpräch geweſen. Die galanten Einſiedler hatten die ſtrengſten Geſetze, die ihnen unabweislich die Entfernung von jeder Anſtrengung, jedem Kummer, jeder Niedergeſchlagenheit, jeder tiefſinnigen Betrachtung zur Pflicht machte. Ihr Leben war dem wollüſtigen Nichtsthun gewidmet, im Schoße einer ſchönen Natur und umgeben von allen Genüſſen des Luxus. Der Fürſt hatte dieſen Orden geſtiftet, und er hielt ſtreng auf die Befolgung ſeiner Regel. Die Zahl der Eremiten, anfangs nur auf zwölf feſtgeſetzt, hatte ſich während einiger Jahre auf hundert ausgedehnt. Die benachbarten Edelhöfe, die müßigen

Barone und Grafen ließen dem Fürſten keine Ruhe, bis er ihnen die Kutte und den Stab, die Ordenskleidung, überſandte. Die meiſten dieſer neu aufgenommenen waren junge Herren voll Lebensluſt, mit einer unerſchöpflichen Laune, und über Reichthümer gebietend, die der Geſellſchaft zu gute kamen; aber auch ältere Ordensgeiſtliche wurden aufgenommen, und es gab hierbei joviale alte Cölibatäre, die in Erfindung immer neuer Poſſen unerſchöpflich waren. Der Wald bei der pfaffendörfer Höhe hallte wieder von dem Gelächter dieſer glücklichen in Mönchskutten verſteckten Faune. Man hörte Gläſer klirren und aus dem romantiſchen Dunkel der Gebüſche leuchtete hier eine rothe Naſe, dort eine jugendliche feurige Wange. Die edle Traube des Johannisberges ergoß ſich in die Pokale bei dem Schall von Liederchen, die geeignet waren, die jahrtauſend alten keuſchen Driaden der germaniſchen Wälder in die Flucht zu jagen.

Aber die Pflicht der Anachoreten beschränkte sich nicht allein auf eine gute Tafel, eine unerschütterliche Heiterkeit und einige Lustfahrten in die benachbarten Orte, ihre wesentliche Bestimmung war bei den Frauen sich einzuschmeicheln. Hier traten die Gesetze der zartesten Galanterie in Anwendung. Die alten ungestümen Cölibatäre wurden im Zaum gehalten, ihre cynischen Gewohnheiten ihnen strenge untersagt, wenn der Zug sich anschickte in dem Reiche der Frauen einen Besuch abzustatten. Hierzu bedurfte es einer feierlichen Einladung von Seiten der Fürstin von Arkadien an den Prior der galanten Einsiedler. Ein solches Schreiben lautete folgendergestalt:

Ehrwürdige Herren!

Von Gott geliebte Anachoreten!

Unsre Königin sendet Euch einen huldvollen Gruß und läßt Euch bitten, ein ländliches Mahl unter den Mirthengebüschen Arkadiens einzuneh-

men. Wir ſämmtliche Schäferinnen werden uns eine Ehre daraus machen, Euch, ehrwürdige Anachoreten, die Ihr der Welt und dem nichtigen Glanze auf eine ſo glorreiche Weiſe entſagt habt, auf das Beſte zu bedienen. Erwartet kein weltliches ſtörendes Gepränge, Ihr werdet nichts hören als den Ton der Schalmei, Ihr werdet nichts ſehen als einfache Hirtenmädchen mit ihren Lämmern. Kommt, Ihr frommen Brüder, laßt Euch nicht vergebens bitten.

Die Schäferinnen Arkadiens im Namen ihrer Königin.

Im Wonnemond, unter der Herrſchaft der Roſe.

Die Anachoreten erwiederten hierauf:

Antwort der galanten Einſiedler auf ein Einladungsſchreiben der Schäferinnen Arkadiens:

Im Namen unſeres hochwürdigen Priors ſagen wir Eurer ſchönen Königin und Euch, ihr Hirtenmädchen, unſern demüthigſten Dank. Der Zweck unſeres ehrwürdigen Ordens iſt in der

Stille und Einſamkeit über unſere Beſtimmung nachzudenken, wir wiſſen nicht, Ihr ſchönen glücklichen Landmädchen, ob das noch möglich ſein wird, wenn wir Euch werden geſehen haben. So viel uns von Euch durch zerſtreute Berichte zu Ohren gekommen, ſeid Ihr gefährliche Weſen, die unter einer zauberiſchen Hülle verderbliche Abſichten verſtecken. Wir ſind unerfahrene welt-entfremdete Greiſe, wenn Ihr uns Schlingen legen wollt, werden wir hineinſtürzen, und um unſere Ruhe und Gottesfurcht wird es dann geſchehen ſein. Bedenkt das ſehr wohl, Schäferinnen! Ladet kein ſo ſchweres Verbrechen auf Eure Seele, und habt Ihr in der That Böſes gegen uns im Sinne, ſo ſteht ab von Eurem Vorhaben und laßt uns arme demüthige Greiſe in Ruhe. Wollt Ihr uns aber mit einfachen Sitten und einfacher Geberde entgegenkommen, ſo werden wir erſcheinen in unſerm dürftigen Anzuge, unſern ungekämmten Bärten und Haaren

und mit unſern langen Nägeln; denn wir wollen gerne den Frauen gefällig ſein.

Die galanten Eremiten im Namen ihres hochwürdigen Priors.

Geſchrieben in der großen Klauſe zur Roſe Sarons.

Arkadien war eine Inſel im Rhein, aufwärts von Pfaffendorf. Dort reſidirte in einem geſchmackvollen kleinen Sommmer-Pallaſt die Gräfin de Luc mit den Damen des Hofes und der Umgegend. Sie parodirten die arkadiſchen Schäferinnen gerade auf die Weiſe wie ihre Verehrer die heiligen Eremiten. Die Tracht der Damen war jedoch eben ſo koſtbar als auserwählt. Sie beſtand in einem kurzen Reifrock von weißer oder roſenrother Seide, über und über mit Roſen beſetzt, einem Hütchen von Baſt auf dem meiſtens ungepuderten Haar und einem Schäferſtabe mit bunten Bändern in der rechten Hand. Jede Hirtin führte am Tage des Empfangs ein ſchneeweißes Schäfchen, ebenfalls mit Roſen geſchmückt,

an einem rothen oder blauen Bande neben sich Es gewährte dem Auge einen überraschenden Anblick, diese große Menge mit Blumen und durchsichtigen Schürzen und Schleiern geschmückte Gestalten sich auf den glattgeschorenen Teppich einer Wiese vertheilen zu sehen. Einige hatten sich mit großer Mühe auf einer kleinen Flöte eingeübt, andere klimperten ziemlich geschickt auf einer Mandoline, und zu dieser Musik balancirten auf ihren spitzigen Absätzen zwei Nymphen einen einfachen Tanz, der eben so wie die Musik die Kunst verläugnen sollte, um die unmittelbare Natur zu erreichen. Allein wer die glücklichen Tänze, die ungezwungenen Sprünge der wirklichen Hirten gesehen hat, konnte beim Anblick dieser sich so mühsam herumschwingenden Gestalten nur lächeln, denn alle Augenblick verwickelte sich hier ein Arm in einen Schleier oder in ein Blumengewinde, dort stolperte der Fuß über einen Höcker im Boden. Diese edlen Damen, die vor dem Ge-

danken zurückgeschaudert hätten, sich einmal zu Fuße auf der Gasse zu zeigen, die in ihren gepolsterten Kutschen und auf ihrem geglätteten Fußboden groß geworden waren, unternahmen es jetzt plötzlich Tänze unter freiem Himmel auf einem Grasplatze auszuführen; es mußte mißlingen. Aber dieses Mißlingen erweckte keinen Verdruß; man lachte und eilte einer umfallenden Hirtin zu Hülfe, eben so wie man ein Kind, das noch nicht gehen kann, immer wieder vom Boden aufhebt.

Es thut mir leid, daß es der Zweck dieser Blätter nicht gestattet die geselligen Freuden der Eremiten und Schäferinnen genauer zu beschreiben. Es müßte ein Gemälde im Geschmack Watteau's werden. Ich war bei den meisten dieser Feste gegenwärtig und fand sie voll der ausgesuchtesten Pracht, gehoben durch den Kitzel des Anscheines ländlicher Einfachheit. Die Eremiten landeten auf der Insel und wurden ganz so wie man es ihnen versprochen hatte nur mit den

Tönen einer einfachen Schalmei begrüßt; sie erblickten in der That nichts als Schäferinnen und Schafe, und sie dagegen zeigten in ihren braunen und grauen Kutten, aber wohlfrisirten Köpfen ebenfalls keinen sehr groben Verstoß gegen ihre Rolle. Aber kaum fingen die Freuden des Tanzes, der Tafel an, so sah man aus dieser geborgten Hülle alle die bekannten Tugenden und Schwachheiten der großen Welt sich loswickeln. Die Hirtinnen vergaßen ihre Schafe, und irrten jede mit ihrem erwählten Klausner in den Laubgängen des Gartens umher. Man entdeckte Gruppen im Grase vertheilt und der Vorlesung französischer Verse horchend, die nichts weniger als bukolisch waren. Bei allem dem herrschte die Sitte. Die Gegenwart des Fürsten selbst bei aller Verleugnung seines Standes und in der Nähe seiner erklärten Geliebten übte dennoch eine solche Herrschaft auf den Ton der Gesellschaft aus, daß keine Intrigue den Charakter eines Abentheuers

annahm, keine galante Erklärung das Ohr oder Auge eines plötzlich hervortretenden Dritten ſcheuen durfte, und ſelbſt die Schäferſpiele etwas von der Unſchuld ihrer Originale beibehielten.

Die Klausner erbaten ſich dagegen den Beſuch der Schäferinnen, und hier erhoben ſich die kleinen Tiſche im dunkeln Walde bei Fackelerleuchtung vor jeder Klauſe, und auf dieſen Tiſchchen glänzte das Silber und das Kriſtall in den hellſten Lichtern. Die dunkeln Schatten der überhängenden Baumzweige bildeten einen Rahmen um dieſe köſtlichen kleinen Bilder, die ſo friſch und lebendig waren wie kein Pinſel ſie erreicht. Die lachenden Schönen, deren rothe Lippen an dem Rand der langen Champagnergläſer ſchlürfend hingen, belebten durch ihre blitzenden Augen die Scherze und den Geiſt der Klausner zu immer neuen Sprüngen. Die Mitternacht fand dieſe kleinen Tiſche noch beſetzt und oft erſt gegen Morgen ſtießen die geſchmückten Böte der Damen

vom Ufer, um ſich in ihre Behauſung zurückzubegeben. Dieſer geſellige Verkehr dauerte bis zur Mitte des September, wo die Kutten abgeſtreift, die Schäferſtäbe niedergelegt wurden, und das Stadt- und Hofleben wieder in ſeine gewohnte Ordnung trat.

Daß aber auch unter dieſen Blumen eine Schlange lauſchen könne ſollte ich erfahren. Eines Abends erhielt ich, da ich mich eben im Wäldchen erging, von einem ebenfalls in eine Mönchskutte gehüllten, aber mir gänzlich unbekannten Manne einen Brief eilig zugeſteckt. Ich öffnete das Papier und erkannte die Schriftzüge meines Korreſpondenten. Der Zettel war nur mit einigen faſt unleſerlichen Worten beſchrieben, und dieſe enthielten eine Warnung heute keinen Beſuch auf der Inſel abzuſtatten. Ich empfand wenig Antrieb zu gehorchen. Welchen Grund ſollte ich für mein Wegbleiben erſinnen, und warum überhaupt eine ſo feige Flucht? Faſt war ich dieſer ewigen miſteriöſen

Warnungen und Winke müde; es ſchien als verfolgte mich mein Rathgeber wie mein Schatten; es war unmöglich ihm zu entgehen. Ihm zum Trotz erſchien ich zur gewohnten Stunde beim Beginn des Feſtes auf der Inſel. Aber mein Geiſt der Unruhe und des Mißmuths ließ mich an den Freuden der Geſelligkeit keinen Theil nehmen; ich trennte mich unvermerkt von meinen Gefährten und nahm eine einſame Bank am Ufer ein. Die Dämmerung hüllte die Gegend in tiefe Schatten. Ich hörte, daß in den Gebüſchen ein Boot anlegte und daß man leiſe ſprach, doch achtete ich nicht darauf. Meine Träumerei ging in tiefes melancholiſches Sinnen über, und aus dieſem wurde ich ſehr unwillkommen durch den Griff zweier derben Fäuſte geweckt, die ſich an meine Schulter klammerten, während von der andern Seite mir ein grobes Tuch um die Augen geworfen wurde. Ich ſprang auf, aber in dem Augenblicke faßten mich zwei derbe Boots-

knechte und schleppten mich in die Gebüsche. Sie eilten ins Boot zu gelangen und ich vernahm ein dumpfes Geräusch, dazwischen das Anschlagen der Wellen. Meine Kraft zusammennehmend gelang es mir einem dieser Elenden so heftig vor die Brust zu stoßen, daß er taumelte und in's Boot stürzte. Der Strick riß, mit dem es an einen schwachen Stamm am Ufer befestigt war, und das Wasser führte es mit großer Schnelligkeit stromabwärts, daß der niedergeworfene Knecht und ein Mann im Mantel, der neben ihm saß, im Nu verschwanden. Die eine Ruderstange lag am Ufer, und mit der andern allein konnten sie sich nicht wieder an's Land bringen und mußten sich also vom Strome forttreiben lassen. Der zweite Bursche, als er die unfreiwillige Flucht seiner beiden Gefährten sah, rang sich aus meinen Händen los und entwischte. Dieser ganze Ueberfall war das Werk weniger Minuten. Auf der ganzen Insel erfuhr Niemand etwas davon.

Mein Argwohn fiel sogleich auf den Ritter von Bembo, und in der That glaube ich auch jetzt noch ihm nicht Unrecht gethan zu haben, obgleich ich nie Beweise erhielt. Die Vorsicht machte mir nun einen eiligen Entschluß zur Pflicht. Ich mußte den Ritter arretiren, und dieses zu bewerkstelligen war keine Kleinigkeit. Mitten unter dem Glanz dieser idillischen Feste nahm sich eine Handlung der Politik wie eine barbarische Grausamkeit aus, und ich konnte gewiß sein, daß die ganze schöne Welt Arkadiens für eine so unschäferliche Verfolgung mich bitter tadelte; allein die heitere Farce um mich her sollte auch nicht gestört werden; ich trug Sorge den gefährlichen Wildfang auf die geräuschloseste Weise zu entfernen. Meine Späher hatten mich in Kenntniß gesetzt, daß der Ritter im Pallaste versteckt werde, und daß die schöne Gräfin mit ihrer Person den Eingang zu seinen Gemächern decke. Ich mußte also wohl oder übel einen Ueberfall wagen. Zu der

Stunde, wo die Dame unsichtbar wurde, erschien ich unangemeldet und wenig erwartet in ihren Gemächern. Ich fand sie allein, aber deutliche Spuren, daß sie eine Minute vorher nicht allein gewesen war. Sie gab meinem Ueberfall die galante Auslegung als triebe mich eine ungestüme Leidenschaft; in der That spielte ich diese Rolle bis zu dem Augenblick, wo mich das Erscheinen des Signor Bembo in meine natürliche Stellung zu diesen beiden Liebenden versetzte. Der Ritter fand es nehmlich ungeziemend ein tête-a-tête länger zu dulden, das ihn in seinen Rechten kränkte; er kam mit zerstreutem Haar aus dem Nebenzimmer und vergaß so sehr die Vorsicht, daß er auf echt Italienisch die schöne Comtesse mit den keckſten Vorwürfen in meiner Gegenwart überschüttete. Die Scene wurde also warm. Der von mir angegebene Ton zärtlicher Aufmerksamkeit konnte nicht weiter beobachtet werden und ich war der Erste, der mit der Wahrheit hervortrat.

„Madame,“ ſagte ich zu der bedrängten Schönen in deutſcher Sprache, die der Ritter nicht verſtand, „Sie ſehen mich hier in einer peinlichen Lage, ich gehe ſo weit in der Achtung und Ergebenheit, die ich für Sie hege, daß ich Sie warnen muß, Ihre Theilnahme keinem Verbrecher zu ſchenken, denn das iſt der Ritter Bembo.“ — Die Gräfin wurde bleich und bedeckte ihr Geſicht mit dem Taſchentuch. Dieſe Pantomime verſtand der Amoroſo; er zitterte und ſtotterte mir in italieniſcher Sprache zu: „In der That, mein Herr, Ihre Eiferſucht treibt Sie wahre Tollheiten zu begehen. Was haben Sie ſo eben dieſer Dame in's Ohr gezi[illegible]elt?“ — Dieſer unwürdige Ausdruck hatte einen langen kalten und verächtlichen Blick von mir zur Folge: „Mit Ihnen, mein Herr, nur ein Wort: ich bin beauftragt Sie der ſächſiſchen Geſandtſchaft auszuliefern.“ — „An dieſem Platze?“ rief er und wurde leichenblaß; „berückſichtigen Sie ſo wenig, Herr

Graf, die Achtung, die Sie einer Dame in ihrem eigenen Hauſe ſchuldig ſind? „In der That, jetzt beſinne ich mich, daß ich Ihnen im Wege bin.“ — „Das ſind Sie,“ entgegnete ich kalt, „doch nicht mir, ſondern den Geſetzen.“ — „Ah,“ rief er mit unterdrücktem Lachen, „und Eure Herrlichkeit nehmen die Geſetze zu Hülfe, um Ihren eigenen Vortheil zu betreiben?“ — Ich näherte mich ihm und rief ihm mit ſtarker Stimme zu: „Zum letzten Male, Herr Ritter Bembo, ehe ich Sie an Ihrem wahren Namen nenne, beſinnen Sie ſich, daß ich Ihrem Degen Stand hielt, ehe ich kam, Sie zu arretiren.“ — Die Gräfin that einen Schrei, und ſank in die Polſter zurück. Der Ritter verlor dergeſtalt den Muth, daß er aufs Bette ſprang, das in einer Niſche ſtand, und ſich in die ſeidnen Decken hüllte. „Retten Sie mich, Arthemiſe,“ rief er zur Gräfin, „retten Sie Ihren Giulio.“ — Ich that einige Schritte gegen das Bette, und plötzlich ſah ich zu meinem äußer-

ſten Erſtaunen die Gräfin zu meinen Füßen. „Madame," rief ich, „Sie erniedrigen ſich." — „Nein, o nein," ſtammelte ſie und ſchwamm in Thränen, „ich liebe ihn!" — „Wie, Madame," rief ich mit kaltem Spott, „Sie lieben einen Menſchen, der im Bagno zu Trieſt an die Galeere geſchmiedet war? der eines gemeinen Raubes wegen dieſe Strafe erlitt, und der nichts mehr und nichts weniger iſt als der verlaufene Kammerdiener eines Marcheſe aus Florenz? Hier ſehen Sie die Beweiſe." — Die Gräfin hatte ſich ohne mich zu hören ebenfalls ins Bett geworfen, und der Herr Ritter verſteckte ſich buchſtäblich hinter ihren ſchönen Formen. Ich faßte die Dame mit einigem Ernſte an der Hand, führte ſie zurück an den Tiſch und wiederholte ihr langſam und mit Nachdruck, was ich eben geſprochen hatte. Sie ſchloß die Augen und ſank in Ohnmacht. Der Kammerdiener umklammerte meine Kniee, er zog aus einem Schmuckkäſtchen die reichſten Geſchmeide ſeiner Geliebten

hervor und bot ſie mir an; meine zwei zu dieſem Dienſte in der Nähe aufgeſtellten Diener bemächtigten ſich ſeiner, und wir gingen eine Hintertreppe herab, wo mein Wagen bereit ſtand, um die Beute zu empfangen. Ich ſchickte ihn weiter nach Bamberg und von dort nach Dresden. Was ſein ſpäteres Schickſal geweſen, weis ich nicht. Es gelang mir, ſo wenig Aufſehen zu machen, daß eine heitre Geſellſchaft in einem Zimmer dicht nebenbei ſich bei Spiel und Tanz ergötzte, ohne auch nur das Mindeſte von unſrer Verhandlung zu vernehmen. Die Gräfin fand für gut einige Tage darauf gegen mich einen Dank zu heucheln, der gewiß nicht aus ihrem Herzen kam; ich hatte aber die Ueberzeugung ſie vor der Schande gerettet zu haben.

Ich ſehe eine Perſon wieder, die lebhafte Jugenderinnerungen in mir weckt.

Der junge Carl von Schönborn kam nach Coblenz, und ich machte mit ihm in den Tagen des Herbſtes eine Wanderung an die Ufer des Rheins. Wir beſuchten die romantiſchen Orte, an die ſich alte Erinnerungen aus der Geſchichte Deutſchlands knüpfen, wir erkletterten die Burgen, die von der Natur mit zauberiſchen Reizen bedacht der Volksſage einen Schauplatz ihrer abentheuerlichen Dichtungen bieten. Wer hörte noch nie vom Drachenfels, von Rolandseck, vom Kloſter Nonnenwörth? Der Rhein, dieſer ſchönſte Strom Deutſchlands, iſt auch immerdar der belebteſte geweſen; die Baukunſt hat in Folge des Reichthums, den ihr die Welle des Stroms zugeführt, ihre kühnſten und ſtaunenswertheſten Werke

an ſeinen Ufern aufgeführt. Cöln mit ſeinen hundert Kirchen, Mainz mit ſeinem herrlichen Dome, Bonn, Andernach — alles Städte, die mit mehr oder minder ſtattlichen Bauwerken prangen, beſpiegeln ihre Schönheit in den Fluthen. An dieſen Erfolgen hat jedoch nur das Mittelalter Theil, die neuern Kirchen, von Jeſuiten erbaut, ſind im Bauſtil und in Pracht und Größe der Ausführung hinter den alten Münſtern zurückgeblieben; dagegen zeichnen ſich die Collegien und Palläſte, die der Orden hat errichten laſſen, vortheilhaft aus gegen die mönchiſchen oder ritterlichen Wohnungen jener Zeiten.

Da es mir einzig darum zu thun war, die Gegenden recht genau kennen zu lernen, ſo wanderte ich mit meinem jungen Gefährten zu Fuße. In Andernach war es wo uns ein ſehr liebliches Abentheuer aufſtieß. Schon früher erwähnte ich der Schwärme von Wallfahrern, die die Ufer des Rheins bedeckten; jetzt war der Andrang nicht

minder groß, aber der Zug ging diesmal nicht nach Coblenz, ſondern zum Theil nach Maria Einſiedeln und nach einem Orte im Breisgau. Wir begegneten Kranken, die ſich mit großer Mühe fortſchleppen ließen, ſchwangere Frauen und Greiſe, die mit Hülfe ihrer Angehörigen beſchwerliche Fußpfade heranklimmten. Einige Bußfertige auf den Knieen rutſchend, andere baarfuß, alle jedoch einen einförmigen, ſchwermüthigen Geſang anſtimmend, der im Kontraſt mit dem heitern Abend, den goldnen Lichtern auf Berg und Fluß, den reizenden Thälern und hellbeglänzten Kirchlein am Wege, einen wunderſamen Eindruck machte. Carl und ich wanderten eben die Höhe bei Andernach herab, und waren im Begriff uns einem Zuge Wallfahrer anzuſchließen, als dicht vor uns zwei Frauen unſere Aufmerkſamkeit feſſelten. Obgleich in die zierlichen Mieder der Bäuerinnen aus Freiburg gekleidet, war in ihrem Gange und Weſen doch etwas, das uns zweifeln

ließ ob die beiden hübschen Mädchen wirklich das waren, wofür sie sich ausgaben. Wir sahen sie vom Rücken; die Eine war hoch und schlank gewachsen, ihr Haar zeigte eine Fülle und Schwärze, einen Glanz und eine Zierlichkeit, die für eine Bäuerin von ungewöhnlichen Künsten der Toilette zeugte; dabei wies ein blüthenweißer Nacken die geschonteste Frische, die Arme waren mit Handschuhen bedeckt, die, obgleich nur von schwarzer Wolle gestrickt, dennoch zierlich und knapp an die Ründung des Arms schlossen. Den überraschendsten Eindruck gewährten die Füße, sie steckten nackend in ein paar zierlichen Holzpantöffelchen, die bei jedem Schritte harmonisch klapperten und uns das reizendste Conzert von der Welt vormachten. Die beiden Mädchen plauderten so eifrig mit einander, und die Eine hing so vertraut und anschmiegend am Arm der Andern, daß sie uns durchaus nicht bemerkten, obgleich wir uns unsre Betrachtungen ziemlich laut mittheilten. Plötzlich

ſah die kleinere herum, ziſchelte ihrer Gefährtin einige Worte ins Ohr und beide ergriffen jetzt die Flucht. Aber die Holzpantoffeln waren hierauf nicht eingerichtet, die Aeltere verlor alsbald den rechten Pantoffel, und Carl ſtürzte darauf zu ihn aufzuheben. Ich blieb in einiger Entfernung und ſah wie er ſich mit ihnen herumkomplimentirte. Er kam zu mir, riß mich leidenſchaftlich am Arm, indem er rief: „Kommen Sie, wir dürfen die Mädchen nicht aus den Augen laſſen, es ſind die niedlichſten Geſichter, die ich jemals ſah, und ich wette, daß ſie in Verkleidungen ſtecken.“ Ich ließ mich überreden, und wir bogen, um in unſre Verfolgungen Siſtem zu bringen, der Eine rechts, der Andre links in einen Pfad ein, der vor der Stadt wieder in den großen Weg ſich mündete, ſo daß uns unſer Wildpret nicht entlaufen konnte. am Ziele angelangt fanden wir uns doch getäuſcht; keine von den Mädchen ließ ſich blicken. Wir lauſchten mit größter Anſtrengung, allein das be-

kannte Pantoffelgeklapper blieb aus. Wir liefen ans Ufer, wir liefen auf den Berg, wir sahen hier hinaus, wir sahen dort hinaus — von den Wanderinnen keine Spur. Es wurde Abend, Nacht — noch immer harrten wir vergebens auf unserm Posten; endlich mußten wir in unsern Gasthof zurück, beide in der übelsten Laune. Hier trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß jene auch bald in dem Städtchen anlangen würden, aber obgleich unsre Wohnung dicht vor dem Thore lag, durch das sie einwandern mußten und Einer von uns nie den Wachtposten am Fenster verließ, es vergingen zwei Tage und wir erblickten kein hübsches Gesichtchen, keinen Strohhut, kein schwarzes Mieder. So viel Mißgeschick erbittert; wir faßten den Entschluß, unser gutes Glück zu ertrotzen, und schweiften jetzt in der Gegend umher. Dieses war gerade das Mittel, zum Zweck zu gelangen. Am Abend des zweiten Tages, als wir schon jedes Gelingen aufgegeben hatten, langten

wir in einer Köhlerhütte hart am Siebengebirge an. Das Häuschen war geräumiger als Wohnungen der Art ſonſt zu ſein pflegen, und wir beſchloſſen die Nacht daſelbſt zuzubringen. Der Köhler war in ein benachbartes Städtchen gegangen, um ſeine zwei Eſel einer reiſeluſtigen Geſellſchaft, die eine Gebirgsparthie zu durchwandern hatte, anzubieten. Die Frau nahm uns freundlich auf, bedauerte aber uns keine Stube auf die Nacht anbieten zu können, weil die einzige, die ſie zu dieſem Zweck beſäße, von zwei Bäuerinnen eingenommen ſei, die zur Wallfahrt gehörten. Wir fragten neugierig wer dieſe ſeien, und die Frau antwortete etwas befremdet, daß ſie ihre Namen nicht wüßte, daß ſie krank angelangt und jetzt mit Heilung ihrer wunden Füße beſchäftigt ſeien, die wahrſcheinlich eine ſo lange Wanderung nicht hätten vertragen können. Unſre Freude bei dieſen Antworten war ausgelaſſen. Es war gewiß, daß wir unſre zwei miſteriöſen Freundinnen oder Schwe-

ſtern gefunden hatten. Mit Vorſicht wurde weiter geforſcht, und Carl's Ohr, das ſich an die dünne Bretterthüre legte, vernahm ein franzöſiſches Geſpräch, das mit Scherz und Gelächter und aller Leichtigkeit zweier Weltdamen geführt wurde. Er war über dieſe Entdeckung außer ſich vor Entzücken, denn nun ſchien es ihm gewiß, daß wir das anmuthigſte Abentheuer von der Welt beſtehen würden. Wir hörten, daß die „Bäuerinnen" ein Abendeſſen beſtellt hatten, und wir ließen fragen, ob nicht ein paar alte Bauern daran Theil nehmen dürften, die eben auch auf der Wallfahrt ſich befänden. Man gewährte uns dieſes Glück, und in Geſellſchaft der Köhlerfrau und ihres derben Laffen von Sohn ſtiegen wir die enge Treppe, Carl mit gewaltigem Herzklopfen, ich mit philoſophiſcher Ruhe, hinauf. Die beiden Schweſtern wandten der Thür den Rücken, und waren eben beſchäftigt aus einer Schaale Milch zu ſchöpfen, plötzlich hörte ich den

Löffel zu Boden fallen und meinen Namen ausrufen. Die ſchlanke Schöne ſtarrte mich an und rief immer von neuem: „Aber iſt's möglich, Graf Sylvan, ſind Sie hier?“ — „Polyxena!“ ſchrie ich und ſtürzte auf ſie zu, ihre Hände mit Küſſen bedeckend und mich zu ihren Füßen werfend. Ihr Antlitz glühte vom lieblichſten Roth, ihre ſchönen Augen glänzten unter Thränen, ihre Hände zitterten, ſie war ſo ſchön, wie ich ſie noch nie geſehen. „Ach, Polyxena,“ rief ich, „ach, fühlen Sie wie ſehr —“ Sie ließ mich nicht vollenden; der Ausdruck des tiefſten Schmerzes, der gleich nach der frohen Ueberraſchung in meinen Zügen ſich abſpiegelte, machte, daß ſie errieth, was in meiner Seele vorging. „Mein theurer einziger Freund,“ rief ſie ſchmeichelnd und zog mich zu ſich in die Höh, „alſo auch Sie wiſſen nichts von dem Schickſal unſrer Maria?“ — Ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen, ſie wandte ſich ab, um die ihrigen zu

verbergen. Der ſtürmiſche Andrang des Gefühls benahm uns faſt die Beſinnung; wir hörten und ſahen nicht, was um uns vorging. Mit aller Anſtrengung unſrer Kraft gelang es uns endlich der Erinnerungen Herr zu werden und eine Faſſung zu erkünſteln, die wir im Innern nicht hatten. Ach jedes Wort, jede Miene Polyxena's rief mir die ſeligſten Stunden meines Lebens zurück. Mein Herz hatte ſeine ganze unglückſelige Empfänglichkeit beibehalten, es hatte keine meiner Schmerzen, keine meiner Entzückungen verloren gehn laſſen; ich koſtete in dieſem Momente den ganzen wilden Rauſch meiner Jugend durch. Polyxena hatte Mitleiden mit mir. Ihr Auge ruhte mit dem lebendigſten Ausdruck der Güte auf meinen fieberiſch bewegten Zügen, ſie ließ ihre Hand in meiner ruhen, und Carl und Polyxena's Schweſter, denn das war ihre Gefährtin, wandten alle mögliche Geſchicklichkeit an, um uns zu zeigen, daß ihre Aufmerkſamkeit nicht auf

uns gerichtet war. Sie machten mit einander auf die ceremoniöſeſte Weiſe Bekanntſchaft und erregten alsdann im Winkel des Zimmers einen unendlichen Lärm mit der alten Köhlerin und ihrem Sohne. Endlich fanden wir uns an einem Tiſch zuſammen, und die Heiterkeit wurde ungezwungen und allgemein. Die Hausbeſitzer wurden mit guter Art entfernt und wir blieben allein. Die Folge dieſes Abends war, daß Carl zu Conſtanzen eine heftige Neigung faßte, der die Schweſter nicht entgegen war. Der Wildfang wurde gebändigt und trat aus dem Orden des „rothen Strumpfbandes.“ Ich hörte ihn zu den Füßen Conſtanzens alle jene Tollheiten abſchwören, in denen er Meiſter war, und der Erfolg hat bewieſen, daß die Verbindung mit einem liebenswerthen Weibe die beſte Heilmethode für gewiſſe Thorheiten iſt.

Polyxena war eine Fromme geworden. Sie machte die Wallfahrt unter den größten Entbeh-

rungen mit und ihr Rosenkranz kam ihr nie aus den Händen. Diese Metamorphose, die ich nicht für echt hielt, erregte in mir tausend leidenschaftliche Wünsche. Ich wußte mich in einem Labirinth von Empfindungen irrend nicht zu retten. In diesem Augenblick erschien mir als einziges mir bestimmtes Glück Polyxena's Besitz, in dem nächsten sah ich den fernsten Gedanken der Art für einen Verrath an Marien an. Ich Thor, ich ließ die Hoffnung nicht sinken die Erwählte meines Herzens einmal doch noch wieder zu finden. Polyxena wies jede Annäherung entschieden zurück. „Ich habe alle Bande gelöst, die mich an die Erde fesseln," sagte sie mit bittender Stimme; „führen Sie mich nicht in Versuchung wieder neue anzuknüpfen. Ich verachte diese Welt, die ich hinter mir zurücklasse, ich wende mich ganz dem himmlischen Lichte zu, das auf meinen einsamen Pfad gefallen ist, ich gehorche der Stimme, die jener Unerforschliche an mich gesendet hat,

ähnlich der, die einſt den bethörten Saul zu einem Bekenner des Herrn machte. Halten Sie dieſes fremdartige Kleid, dieſe ganze Wallfahrt für keine Maskenthorheit, gewähren Sie dem gebrochenen Herzen, das unter dieſem bäueriſchen Kittel ſchlägt, die Achtung, die man immer dem Unglück ſchuldig iſt.“ — „Polyxena!“ rief ich, „Sie wollen in der Fülle des Lebens, in dieſem Zauber der Schönheit und Jugend das Grab hinter Kloſtermauern zu ihrer Behauſung wählen?“ — „Woher Kloſtermauern?“ entgegnete ſie befremdet. „Ich gehe nicht ins Kloſter. Ich verabſcheue dieſe finſtern Gemächer des Fanatismus und der Klage, nein, der Mann, der in mir die Erkenntniß weckte, ſprach nicht von Kloſtermauern. Er zeigte mir, daß nur die Liebe eine Heimath gründen könne, in der der wahre Chriſt zu wirken und zu wohnen ſich berufen fühlte. Dieſe Liebe weis von Mauern und Kerkern nichts.“ — „Alſo haben Sie Ihre Reli-

gion verändert?“ rief ich heftig erſchreckend. — „Noch nicht,“ ſagte ſie leiſe; „allein warum ſollte ich's nicht wenn die innere Stimme mich dazu treibt? Mein Roſenkranz muß Ihnen jedoch deutlich ſagen, daß ich den Schlüſſel Petri noch für meinen Himmelsſchlüſſel erkenne. Der Mann der Erkenntniß hat mit keinem Worte auf eine Veränderung meines Glaubensbekenntniſſes angeſpielt.“ — „Wer iſt dieſer Mann?“ fragte ich und faßte Polyxena's Hände, um ihr widerſtrebendes Auge mir zuzuwenden. „In weſſen Hände ſind Sie gefallen, Geliebte?“ — „In die beſten,“ entgegnete ſie ruhig, „in die Hände Gottes. Wenn Sie nach Schleſien kommen, ſo vergeſſen Sie nicht einen Marktflecken aufzuſuchen, den man jetzt Herrnhut nennt; dort finden Sie meinen Freund. Ich liebe ihn wie die Braut im hohen Liede ihren Erwählten liebt. Ich möchte die Töchter Zions auffordern ſeiner Spur zu folgen, ich möchte die Mirthengebüſche bei ſpäter

Nachtzeit durchbrechen, um ihn zu ſuchen, wohin er ſich gewendet. Die Wächter auf den Thürmen möchte ich fragen ob ſie ihn geſehen — ach, und mein eignes Herz möchte ich fragen ob es je ihn genug lieben könne.“

„Wer iſt dieſer Prophet, dieſer Auserkorene?“ rief ich laut und dringend. — „Was liegt Ihnen daran ſeinen irdiſchen Namen zu wiſſen?“ ſagte Polyxena. „Gehn Sie, ſchauen Sie ihm ins Antlitz, hören Sie die Worte ſeiner Liebe, und dann, ich bin es überzeugt, nennen Sie ihn bei dem einzigen Namen, den er gerne höret, Bruder. Ich bin ſeine Schweſter; grüßen Sie ihn von ſeiner Schweſter Polyxena.“ —

Sie reichte mir die Hand, wir ſchieden von einander, und ſie verbot mir ihr zu folgen. Ich gehorchte, ſo ſchmerzvoll mein einſames Zurückbleiben auch war. Nie empfand ich den Wechſel des Glückes empfindlicher, nie machte mir eine Erinnerung mehr Leid. Meine Phantaſie beſchäf-

tigte sich unermüdlich die Verwandlung zu erklären, die mit dem reizendsten Weltkinde, das es gegeben, vor sich gegangen. Polyxena, dieses leuchtende Gestirn am Hofe Friedrich August's war eine Fromme geworden, und was das Auffallendste war, die Frömmigkeit zeigte sich mit einer Schönheit, einer Anmuth gepaart, die in den Zeiten des Glanzes dieses verwöhnte Kind der Pracht und der Leidenschaft nie geschmückt hatten. Ihr Mieder, ihre Holzschuhe, ihr grober Rock von Wolle machten sie unwiderstehlich; ich hätte sie wie eine Heilige verehren können, die vom Himmel stieg, um die Dürftigkeit und das demüthige Gewand der Erdenpilger sich anzueignen. Zehn Jahre darauf sah ich sie wieder, aber wie wenig glich sie da dem obigen Bilde; die Phantasie und Poesie hatten keinen Theil mehr an ihr.

Dieser Abschnitt enthält wenig Begebenheiten, aber desto mehr Betrachtungen.

Ich verließ 1749 Bamberg und sieben Jahre darauf befand ich mich im Lager zu Pirna beim Beginne der Feindseligkeiten, welche Europa zum Schauplatz eines blutigen Krieges machten.

Um die nothwendige Einheit in Aufzählung meiner Begebenheiten zu beobachten, will ich jetzt nicht von den Umständen sprechen, die mich veranlaßten den Degen gegen die diplomatische Feder zu vertauschen, sondern mein geneigter Leser folge mir auf das väterliche Stammgut Achill's, und gestatte mir ihn bei meinen kleinen Reisen in die Umgegend zum Gefährten zu wählen. Zuerst die Beschreibung des alterthümlichen Schlosses meines Freundes. Wer in Oberschlesien, in der Lausitz die alten Familiensitze kennt, wie sie jetzt immer

mehr verſchwinden, jene Schlöſſer im barocken, ſchwerfälligen Styl des fünfzehnten Jahrhunderts, umgeben von Gräben, eingepfergt von Wällen und Palliſaden, geſchützt durch Mauern, die allenfalls einer langwierigen Belagerung Trotz bieten können, geziert durch eine Anzahl Vorbaue von allen Formen und bewacht durch Thürme, die ihre zierlichen Spitzen in die Luft erheben, der hat ein deutliches Bild von Schloß Dohna vor Augen. Wer aber eine ſolche monſtröſe Steinmaſſe nie erblickt hat, wird durch die umſtändlichſte Beſchreibung ſchwerlich einen Begriff von einem alten Feudalſitz erhalten. Das Erbhaus meiner Väter hatte, obgleich bei demſelben Alter, lange nicht dieſen Reſt des Alterthums aufzuweiſen. Mein Vater, ſich nach dem Geſchmack des ſiebzehnten Jahrhunderts richtend, nahm Aergerniß an gewiſſen immer wiederkehrenden Plumpheiten des alten Bauſtyls; er durchbrach Wände, ſchaffte einige Dutzend Spitzbögen ab, ließ einige

gothiſche Roſen zumauern, öffnete die Facade nach dem Garten zu und gab ihr breite Fenſter im italieniſchen Geſchmack. Dadurch beleidigt, zürnte ihm der Geiſt des alten Baues, und unſre Burg erhielt ein halb alterthümliches, halb modernes Anſehen; auf Schloß Dohna war dieſes nicht der Fall. Die Beſitzer waren ſelten auf ihrem Beſitzthum gegenwärtig, und wenn es geſchah ſo dachte Niemand daran an einem ehrwürdigen Gebäude, das von der Straße weit ab in dem ewigen Dunkel eines dichten Föhrenwaldes verſteckt lag, neumodige Veränderungen anzubringen, die doch das Auge keines Reiſenden geſehn und bewundert hätte. Man begnügte ſich nur hier und da eine ſchadhaft gewordene Mauer auszubeſſern oder eine Schanze eingehen zu laſſen. In dem ritterlichen und düſtern Sinne Achill's lag es an einem Heiligthum dieſer Art nichts zu ändern. Er begrub ſich in die alten Mauern mit den unzufriedenen und ſtolzen Geſinnungen eines mächtigen

Vaſallen, der mit ſeinem Fürſten zürnt. Er überſchritt die Zugbrücke und hörte ſie freudig hinter ſich emporraſſeln, er ging feſten Schrittes durch die alterthümliche Gallerie im Hofe, die zu beiden Seiten mit Standbildern der Helden ſeines Stammes geziert war, und dieſe bärtigen Geſichter aus grobem Sandſtein gehauen ſimpatheſirten mit dem Trotz und der Wildheit ſeiner Stimmung. Die breite Stiege, die ſein Großvater bei einem kurzen Beſuche auf Schloß Dohna hatte anlegen laſſen, mißfiel ihm, und er zog es vor auf der alten ſteinernen Wendeltreppe zu dem kleinen Saal zu gelangen, der die eine Ecke des großen Vierecks bildete und mit ſechs Fenſtern das weite Thal beherrſchte, die einzige Stelle wo ein Durchhau dem Blicke Spielraum verſtattete. In dieſem Gemache hatte Dohna als Kind geweilt. Die braune Holztäfelung, die Ledertapete mit ihren Goldfiguren, die Stühle von Eichenholz mit den hohen Lehnen, der Schenktiſch mit den alten

Gefäßen von Majolika — waren ihm erinnerlich; hierher ließ er seine Bücher bringen, hieher seinen Arbeitstisch setzen. Wo der Knabe mit hölzernen Soldaten gespielt zog der Mann ein, müde der Welt und ein eben so schuldloses Spielwerk, die Sisteme der alten Philosophen mit sich führend. An jenen hölzernen Armeen hatten sich die ersten Ideen von Ruhm und kriegerischer Ehre im Geiste des Knaben entzündet, diese hochfliegenden Träume hatten in der Welt keine oder doch nur ungenügende Realisirung gefunden, jetzt sollte das milde ruhige Licht, das den Lehrbüchern der Weisen entströmte, die Schatten verbannen, die das Mißlingen so manches ehrgeizigen Planes auf das Leben geworfen.

Hier fand ich den Freund wieder. Ich hatte Mühe den gefeierten Mann wieder zu erkennen, der einst für ein Modell männlicher Schönheit galt. Er sah bleich und seine Züge waren gefurcht. Eine einfache Hauskleidung, ein schlicht

in Locken fallendes, ſtark mit Grau gemiſchtes Haar benahmen ſeiner ſtattlichen Geſtalt vieles von ihrer Eleganz, ohne ihr den angeborenen Adel, die aufrechte und kühne Haltung rauben zu können. Im Feuer des Geſprächs belebte ſich auch dieſes ſchöne dunkle Auge wieder, und eine flüchtige Röthe zauberte die Jugend neu auf die männliche Wange. Ich hatte mich anmelden laſſen, er war auf meinen Empfang vorbereitet, allein er zog es vor mir in der eigenthümlichen Geſtalt philoſophiſcher Abgeſchiedenheit zu erſcheinen, als ſich mit Putz und Gepränge zu umgeben, die ihm verhaßt geworden. Ich dankte ihm für dieſen Beweis rückſichtloſer Freundſchaft.

Unſre Tagesordnung, während ich auf Schloß Dohna weilte, war einer feſtgeſetzten Regel unterworfen. Sie war im höchſten Grade einfach und ſagte mir, da ich von den Zerſtreuungen und dem ewigen Taumel der Höfe kam, beſonders zu. Am frühen Morgen fanden wir uns auf einer Ter-

raſſe zuſammen, nahmen ein erfriſchendes Bad in fließendem Waſſer, darauf ein ſpärliches Frühſtück, und Jeder entfernte ſich dann, um ſich auf die ihm zuſagende Weiſe zu beſchäftigen, ich mit der Jagd, Achill mit ſeinen Büchern. Die Mittagsglocke brachte uns im Speiſeſaal wieder zuſammen. Das Geſpräch war hier allgemein, denn der Hausherr hatte die Sitte ſeiner Vorfahren adoptirt und ſeine höhere Schloßdienerſchaft um ſich verſammelt. Man trank Wein mit Waſſer gemiſcht, und die Zahl der Schüſſeln ſtieg nie über vier. Der Abend gehörte uns beiden ausſchließlich, und nie kann ich mich beſinnen entzückendere Stunden genoſſen zu haben. Achill's Geiſt war von einer Milde und Gereiftheit, die mir immer neue Bewunderung entlockte. Je mehr er jede eitle und gezwungene Form entfernte, um ſo lebendiger trat der friſche eigenthümliche Inhalt ſeines Charakters hervor. Er leugnete nicht in ſeinem Leben ehrgeizig geweſen zu ſein, allein er fand, daß die

ſtoiſche Philoſophie, die die Leidenſchaften verwirft, dem Leben zugleich allen Reiz nimmt und es zu einem zweifelhaften Gute macht, unfähig die Regungen einer großen und kräftigen Seele zu befriedigen. Ich war nicht dieſer Anſicht; meine Schickſale hatten mich gelehrt, daß in dieſem ewigen Spiel der Begierden kein dauerhaftes Glück zu finden ſei; meine Schmerzen überredeten mich leicht, daß die Lehre erhaben ſein müſſe, die das Gemüth in jene göttliche Ruhe ſenkt, die gleichweit entfernt iſt von verſtelltem Trotz wie von ſchlaffer Indifferenz. Ich lobte die Ruhe, die er hartnäckig und ſtolz verwarf, und dennoch war er der in Ruhe Weilende, ich der im Leben Umhertreibende. Dieſer Widerſpruch hob jedoch keine unſrer Geſinnungen auf, wir wurden Einer im Andern bewußt, wie ernſt wir in unſrer Selbſtprüfung zu Werke gingen, und wie dennoch in unſre Anſchauungen ſich jene Illuſionen und Täuſchungen miſchten, die ſtrebenden Geiſtern ſtets

eigen sind. Achill sprach von dem Glück keine Leidenschaften zu haben, und in demselben Moment ward seine Seele vom Bild des Ruhmes erfüllt. Indem er dem Ehrgeiz auf immer den Abschied gab, machte er heimlich Pläne ihm die größten Opfer zu bringen. Ich dagegen sprach das Lob der Leidenschaften aus, mit einem Herzen, das wahrhaft und unverstellt nach Ruhe dürstete; ich lobte die kecke Aufregung der Geister, und mein eigener blickte mit Sehnsucht in ein fernes Paradies, wo jeder Kampf endet und jeder Streit sich in seliges Genügen auflöst.

Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts begann grade jetzt ihre schwungvolle Laufbahn. Immer mehr beschäftigte das Zusammenstürzen der alten scholastischen Gerüste die Aufmerksamkeit der Laien. Die Denker waren schon darüber hinaus und wendeten sich den großen hervortretenden Ereignissen im Felde des Gedankens zu. Auch ich hatte das prächtige und fabelhafte Schloß,

das ich mir aus den Brocken der Lehre von Leibnitz mit kindiſcher unkräftiger Hand aufgethürmt, manchen Stoß erleiden ſehen. Vor den ſiegenden Waffen einer materiellen Lehre flohen die ſchattenhaften Ideale. Newton, Leibnitz, Descartes, Bacon, traten nach einander hervor, und ihre Schriften wurden eifrig ſtudirt, kommentirt und beſtritten. Voltaire, Rouſſeau, Diderot thaten die erſten kecken entſcheidenden Schritte. Man ſtaunte, man wußte ſich nicht zu faſſen; eine ungeheure Bewegung griff um ſich; allein dieſe Aufgeregtheit hatte noch auf das Leben nicht den geringſten Einfluß; der Staat, die Religion bewegten ſich ungehindert in den gewohnten Formen. Wir Uneingeweihte hatten nun die Wahl, entweder ein idealer Glaube an unendliches Fortſchreiten, an fortgeſetzte Vervollkommnung, oder der Genuß der Gegenwart, verſchönert durch allen geiſtigen Zauber einer ſtolzen Philoſophie, einer glänzenden Moral, aber ohne Hoffnung auf ein Jenſeits,

ohne die mindeste Zusicherung, daß es noch Befriedigungen gäbe außerhalb den Grenzen eines verfeinerten Geistes und geläuterter Sinne. Achill bekannte sich ziemlich uneingeschränkt für diese letztere Lehre, ich für die erstere. Beide lasen wir aber die Spöttereien der neuen Sekte mit großem Vergnügen. Es handelte sich in allen diesen Schriften scheinbar nur immer um Abstellung alter Mißbräuche, und wer hätte diesem Begehren nicht beistimmen sollen? Wir, als die Söhne einer verderbten in geschmacklosen Formen erstarrten Zeit, wir mußten nothwendig der versprochenen Befreiung entgegenjauchzen. Montaigne war uns schon zu zahm und zu veraltet. Seine Ideen über den Staat, über die Religion, über den Tod, und namentlich über den Selbstmord, waren für unsre Aufregung mit zu großer Mäßigung aufgefaßt. Seine Gelehrsamkeit war ermüdend. Die alten Autoren, aus denen er ewig schöpfte, schienen mit ihrer Kälte und Abgeschlos-

senheit den neuen Geistern nicht mehr zu genügen. Höchstens galten Plato und Aristoteles für alle Zeiten als Muster, und ihre Namen wurden Schildträger der neuen Partheien. Die Dogmen der christlichen Religion kamen am übelsten weg; die mystische Erleuchtung der Konzilien und Kirchenväter wurde gegen die Aussprüche der griechischen und römischen Weisen gestellt, als ein Gemisch dumpfen Aberglaubens und scholastischer Spitzfindigkeiten verschrieen.

Wenn man einige Zeit der Menge gefolgt war und blieb nun stehen, dann konnte es nicht fehlen, daß man sich ernstlich fragte: wohin führt nun aber dieser Weg? Das Ungewisse jeder Antwort mußte Schrecken und Besorgniß erregen. „Diese Frage," antwortete ich Achill, „muß die Zukunft lösen; an uns ist es immer fortzuschreiten, und so viel wir vermögen jedes Hemmniß aus dem Wege zu räumen."

„Aber wozu der ganze Weg?“ rief Achill. „Welch einem Ziel gehn wir entgegen?“

„Dieſe Frage kümmert mich nicht,“ entgegnete ich. „Es genügt mir, wenn mir der Ruhm bleibt rechtlich und wo möglich groß gehandelt zu haben.“

„Der Ruhm?“ entgegnete Achill und warf ſich aufgeregt in einen Seſſel am Fenſter, einen unruhigen Blick auf die im Abendlicht glänzende Gegend richtend, „was iſt der Ruhm? Welch ein leeres eitles Phantom. Wenn wir nach der Lehre unſrer neuen Weiſen die Geſchichte für die höchſte Offenbarung halten, wo finden wir einen Mann, den der Ruhm auf eine unzweifelhafte Weiſe gekrönt hat? Wo zeigt ſich uns ein Mann, an deſſen Größe kein Zweifel, kein Tadel haftet? Wir ſind gezwungen zu forſchen, und wenn wir forſchen, ſo entdecken wir, daß wir nichts zu bewundern, nichts wahrhaft zu lieben und zu verehren haben, daß alles Heuchelei, Täuſchung, Maske iſt.“

„Nein," rief ich lebhaft, „die Geſchichte iſt wahr, ihre Ueberlieferungen ſind untrüglich."

„Untrüglich?" wiederholte Achill ſpottend. „Kennen Sie einen Charakter, der edler daſteht, als der eines Brutus? Gibt es Namen, die einen ſchönern vollern Klang uns in die Seele flößen, wie der dieſes uneigennützigen heldenmüthigen Römers? Und doch; hören Sie was dieſes Urbild männlicher Tugenden ſich alles zu Schulden kommen ließ. Er trieb den ſchmutzigſten Wucher, er war ſtets bereit die Ruhe und ſelbſt das Leben der unſchuldigſten Bürger ſeiner unerſättlichen Habgier zu opfern. Cicero ſelbſt, der wärmſte ſeiner Freunde, hat uns dieſe Schändlichkeiten in ſeinem vertrauten Briefwechſel mit Atticus enthüllt. Brutus lieh ſein Geld zu 48 Prozent aus an die Könige des Orients und an die der römiſchen Herrſchaft unterworfenen Städte. Da er ſelbſt die Unſchicklichkeit davon fühlte, that er es unter dem Namen eines gewiſſen Scaptius. Ferner

war die Schnelligkeit, mit welcher er nach der Schlacht von Pharſalus die Parthei des Pompejus verließ, und dem Cato und den Vertheidigern der Republik den Rücken wandte, kein Beweis ſeiner Beharrlichkeit an den republikaniſchen Grundſätzen. Wo bleibt alſo in allem dieſem der edle Philoſoph, der tugendhafte Römer, der ſeinen Wohlthäter mordete, um das Volk zu retten? Wo ſind die Zeugniſſe auf welche ſich ſein Ruhm ſtützt? die Schriften ſeiner Anhänger; ſein Leben, das ſein Schwiegerſohn Bibulus und ſein Freund Volumnius geſchrieben haben. Und wenn wir die Gewißheit verlieren mit allen Motiven unſrer Handlungen ohne Verfälſchung der kleinſten Wahrheit auf die Nachwelt zu kommen, welch ein Anſporn zu großen Thaten kann uns dann das Bild des Ruhms gewähren? Müſſen wir nicht die Geſchichte verachten als ein Gewebe von willkührlichen Mährchen, und indem wir verſchmähen unter dieſen verrückten Fabeln eine Stelle einzunehmen,

muß uns nothwendig ein zurückgezogenes Leben in Leidenſchaftloſigkeit und Stille zugebracht als das Wünſchenswertheſte erſcheinen.“

„So hätten Sie alſo Unrecht gethan,“ rief ich heftig, „ſich Ihrem Vaterland zu widmen? So wären alle Ihre verdienſtliche Handlungen, die die Beförderung Ihrer Ehre und das Wohlergehen Anderer bezweckten, eben ſo viel Vorwürfe, die Sie ſich zu machen hätten?“

„In der That, beſſer wäre es geweſen, ich hätte die heimathliche Scholle urbar gemacht und den Kohl in meinem Garten gepflanzt.“

„Ach das heißt mit andern Worten: weil Sie nicht die höchſte Staffel erreichten, ſo erſcheint Ihnen jede ſchon erreichte nicht der Rede werth. Aber bedenken Sie, Achill, daß grade dieſer maßloſe Ehrgeiz das Uebel iſt wogegen die Philoſophen warnen. Wenn der Ruhm ein zweifelhaftes Gut, wenn das Zeugniß der Geſchichte

wankend iſt, ſo bleibt uns doch noch unſer eigenes Bewußtſein, und dieſes kann Niemand uns entreißen.“

„Das iſt wahr, und ich ehre den verkannten Edlen, der ſich im Schutze dieſes Bewußtſeins glücklich fühlt, während die Welt alle Bitterkeiten auf ſeine Seele häuft. Aber wozu ſo große Laſt ſich aufladen? Wenn ich mit der Ueberzeugung ins Leben trete, daß der weiſe und vorſichtige Mann zum Untergang beſtimmt iſt, während der leichtſinnige Thor ſiegt, wozu dann ein ruheloſes Daſein an die Erſtrebung von Ekel und Beſchämung wenden? Warum nicht in Ruhe und Zurückgezogenheit einen Preis erſtreben, der mir nicht entgehen kann, der meiner Ruhmbegierde zwar nicht ſchmeichelt, aber ein deſto ungetrübteres Bewußtſein gewährt.“

„Nein, Achill, dieſes zu entſcheiden lag Ihnen nicht ob. Sie waren mit gewiſſen Fähigkeiten, mit einem beſtimmten Streben geboren, und dieſem

nachzukommen, jene in Thätigkeit zu ſetzen, wurde Ihrer Natur Bedürfniß.“

„Allerdings, allein ein Bedürfniß, das zu unterdrücken die Philoſophie mich hätte lehren ſollen.“

„Sie irren, ſo weit geht die Macht keiner Philoſophie. Nie hätte ein Siſtem, und es ſei das weiſeſte und trefflichſte, aus Alexander einen Anachoreten gemacht. Wir können die eigenthümliche Beſchaffenheit unſrer Seele nie verläugnen; drängt dieſe nach Thaten, ſo müſſen ſie vollbracht werden.“

„Alſo wären die Lehren der Weiſen unnütz.“

„Ich halte nicht viel von ihnen. Ihre Grundſätze laſſen ſich auf die zwei einfachen Sätze zurückführen: Sei im Glück mäßig und im Unglück verzage nicht. Dieſe Maxime nimmt mehr oder weniger jeder vernünftige Mann an, wenn er ins Leben tritt. Das Uebrige macht uns zu Heuchlern, zu Betrügern, oder nöthigt uns Selt-

ſamkeiten auf, die nicht in unſrer Natur liegen, und die uns unglücklich machen.“

Bei dieſen Worten ging eine Wolke des Unmuths über Achill's Stirne. Ich ſah in ſeiner Seele den Kampf, den alte Erinnerungen und frühere Grundſätze mit den Ideen, denen er jetzt nachhing, erregten. Nach einer langen Pauſe ſetzte er das Geſpräch fort, indem er mit düſterm Tone ausrief: „Es iſt augenſcheinlich, daß ich mein Leben anders hätte einrichten ſollen, daß ich die Hälfte, ja mehr als zwei Drittheile davon für verloren achten muß. Und dieſer Gedanke, wenn ich ihn lange verfolge, könnte mich zum Selbſtmord treiben.“

„Achill!“ rief ich, faßte ihn an beiden Schultern und ſah ihm drohend und erſchreckt ins Auge. Er nahm meine Hände, drückte ſie zärtlich und ſagte mit einem zerſtreuten Lächeln: „Verſtehe mich recht, Freund meines Herzens; ich könnte mich aus dieſer Welt hinausfördern, aber ich

werde es nicht, und daß ich es nicht thue daran iſt meine Philoſophie Schuld, die das Unglück hat dir ſo ſehr zu mißfallen.“

„Und worüber beklagſt du dich?“ rief ich lebhaft, von dem kältern „Sie“ auf das vertraulichere „Du“ übergehend, wie es immer in Folge unſeres lebhafter werdenden Geſprächs zu geſchehen pflegte. „Kann die Ungnade eines unwürdigen Günſtlings dir wirklich ſo wehe thun?“

„Ich geſtehe dir,“ rief Achill und ſchmiegte ſeinen Arm vertraulich um meinen Nacken, „ich geſtehe dir, daß man mir ein anderes Lied an der Wiege ſang, als es das Wehen des Sturmwinds iſt, der hier um die Zinnen dieſer ehrwürdigen Veſte heult. Lange bevor du noch um deine hübſche Taille den Degen ſchnalltest, den dir König Auguſt gab, hatte ich den meinigen ſchon in Schlachten geführt, die heftig und blutig genug waren, um einem jungen Bürſchchen von fünfzehn Jahren einen deutlichen Begriff von dem zu

geben, was Männer Ruhm und Ehre nennen. Wäre ich doch nie aus dem Lager geschieden. Ich kam nach Dresden, ich sah jene Frau, die mein Unglück und meine Größe machte, und ward von ihr geliebt lange bevor der König sie kennen lernte. Ihre Zärtlichkeit duldete den Gedanken nicht, mich fern in der Armee zu wissen, sie besänftigte immer wieder die Stürme der Leidenschaft, die mich antrieben die Ruhe des Hofes zu fliehen und die Gefahren zu suchen. Verdammungswerthe Liebe! Fluchwürdige Ruhe! Die Arbeiten des Kabinets, in die ich eingeweiht wurde, waren meinem strebenden Geiste bald verständlich und vertraut. Ich stürzte mich mit eben dem Feuer und der Beharrlichkeit in das neue Geschäftsleben. Es konnte nicht fehlen, ich mußte dabei zu einigen befriedigenden Resultaten gelangen; du hast mich damals in meinem Glanze gesehen, wo Männer mir huldigten, deren anerkannte Verdienste die meinigen weit überragten.

Dieſe Erfolge machten mich nicht glücklich. Mein König, mein Wohlthäter, mein Freund war mein Nebenbuhler. Ich litt unſäglich und die köſtlichſten Früchte des Ruhms ſchmeckten meinem Gaumen bitter. Endlich gelingt es mir dieſe thörichte Liebe aus meinem Herzen zu reißen; ach da ſehe ich, daß unterdeſſen die Jahre dahingeſchwunden. Das Glück, müde meiner Träumerei, entflieht von meiner Schwelle, und grade jetzt muß die Flamme des brennendſten Ehrgeizes meinen Buſen füllen. Was ſoll ich mit der Handvoll Jahre, die mir noch bleiben, anfangen? An den Aufbau welches Altars, welches Tempels dieſe ermüdeten Kräfte wenden? Aber es bleibt mir noch eine Hoffnung, es glänzt mir noch ein Geſtirn, ich habe noch einen Namen, an den ich meine Wünſche kette.“

„Iſt es Zeno, Epictet oder Ariſtoteles?“ fragte ich.

„Nein, es iſt Friedrich, König von Preußen.

Er iſt bei mir geweſen, er hat mich auf einer ſeiner Reiſen durch dieſe Provinz mit ſeinem Beſuch beehrt. Hier war die Stelle, wo wir lange über einen ähnlichen Gegenſtand wie heute mit einander ſprachen. Ach, Sylvan, ich werde nie dieſe Stunde vergeſſen.“

„Wer war bei ihm?“

„Niemand. Er trat eines Abends bei mir ein, und blieb vor meinem Schreibtiſche ſtehen. Er nannte ſeinen Namen, denn es war dunkel, und ich erkannte ihn auf den erſten Augenblick nicht. Seine Adjutanten und Pagen waren im Vorgemach zurückgeblieben. Ich war mit dem Manne allein, Sylvan, auf den ſich jetzt die Blicke Europens wenden; ich war mit ihm allein, und ich muß geſtehen, ich betrug mich anfangs ſcheu wie ein junges Mädchen, dem man zum erſten Mal ein tête-à-tête mit dem Geliebten geſtattet. Aber die Seele, die aus ſeinen Augen ſprüht, verſengt und ſchmilzt jeden andern Ge-

danken, der nicht er iſt. Ich ſprach mit ihm wie ich mit meinem Genius ſprechen würde, wenn er mir plötzlich in körperlicher Geſtalt erſchiene; ich hatte ihm nichts zu verheimlichen. Unſre frühere Bekanntſchaft wurde jetzt ein vertrautes Begegnen. Er ſchied von mir und hatte einen Unterthan mehr.“

„Wie, alſo ſind Sie in ſeinem Dienſte?“ fragte ich und zwang mich den Unwillen zu unterdrücken, der ſich lebhaft in mir regte.

Er antwortete nicht, ſondern machte nur eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe. Wir ſchwiegen beide. Das Geſpräch mit ſeinem ominöſen Ausgange hatte mir wehe gethan. So ſehr ich Achill liebte verhehlte ich mir nicht, daß ſein jetziges Handeln die Achtung ſchwäche, die ich für dieſen ausgezeichneten Mann gehegt. Es war nur zu deutlich, daß der Unmuth über Vergangenes und ehrgeizige Pläne für die Zukunft ihn zu einem falſchen Schritt verleitet hatten, der

nothwendig die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen mußte. Doch verſchloß ich meine düſtern Ahnungen im Buſen; ich ſah ein, daß ihre Kundmachung nichts genützt und nur dazu gedient hätte den unglücklichen Freund gegen mich aufzubringen.

Ein merkwürdiger Mann betritt den Schauplatz der Geſchichte.

Eines Tages traf ich bei einem meiner Spaziergänge in der Nähe des Schloſſes auf einen Mann, deſſen Kleidung und Phiſiognomie etwas Auffallendes hatte. Er war groß von Wuchs, etwas korpulent, ein langer grauer Oberrock, der nach einem beſondern Schnitt gemacht war, reichte ihm faſt bis auf die Ferſen, ſchwarze Strümpfe, Schuh mit Zinnſchnallen, ein Hut mit einer breiten Krämpe und ſchlichtes braunes Haar vollendeten das Bild. Er ſaß auf einer Bank vor einer Schenke und ſchien ſo in Betrachtungen vertieft, daß er nicht eher aufſchaute als bis ich dicht vor ihm ſtand. Jetzt lüftete er den Hut, grüßte und ich blickte in ein bleiches Geſicht, in dem zwei freundliche kleine Augen glänzten. Er

ſchob eine gläſerne Kanne friſchen Waſſers zur Seite und ſchien damit andeuten zu wollen, daß der Platz neben ihm für mich frei ſtehe. Es lag ſo viel Wohlwollen in dieſem kleinen Winke, daß ich ohne mich zu bedenken ihm folgte. Wir ſaßen beiſammen, und mein Geſellſchafter ſteckte ein Büchelchen ein, in dem er geleſen hatte. Es war natürlich, daß die vor uns ausgebreitete Landſchaft der erſte und ungezwungene Gegenſtand zum Geſpräch wurde. Schleſien iſt nicht berühmt wegen ſeiner pittoresken Gegenden; aber ſo dürftig ſeine Reize auch ſind, ſie bilden dennoch ein eigenthümliches Bild wirthlicher Wohlhäbigkeit und ſtillen friedlichen Fleißes, das dem Gemüthe des Beſchauers, je länger er es betrachtet, deſto wohlthuender wird. Dieſe Auffaſſung lag nahe, und es konnte als kein Zeichen beſonderer Genialität gelten ſie zu ergreifen, allein auf die eigenthümliche Weiſe, wie es von meinem Gefährten geſchah, erweckte ſie meine ganze Theilnahme. Es waren

seinen Bemerkungen eben so die frische ungekünstelte Wahrnehmung eines Landbebauers, als die höher gestellten Ansichten des Staatsmanns und Denkers eingewebt. Seine Sprache war ohne zierlich zu sein von einem schönen Gepräge voll körniger bezeichnender Ausdrücke; hier und da mischte sich ein Bild, eine Metapher ein, die an den Dichter erinnerte. Man konnte annehmen, ein einflußreicher Mann, in den verschiedenartigsten Geschäftskreisen sich bewegend, ergötze sich daran im Schoße eines ländlichen Aufenthalts sich in der äußern Erscheinung völlig den niedrigen Ständen gleichzustellen, um auch diese zu studiren, aber dieser Ansicht widersprach bei näherer Betrachtung die wirkliche, nicht geborgte Einfachheit im Wesen des Mannes. Er wurde von den Bauern, die aus dem Hause traten, oder die des Weges vorbeizogen, an seinem Taufnamen genannt und mit einem Händedruck begrüßt. Er kannte sie, er fragte nach ihren Verhältnissen, und

nichts ließ den Beobachter in dieſem Verkehr an der ungekünſtelten Intimität zweifeln, in welcher er mit dieſen Leuten ſtand. Der ſchleſiſche Dialekt iſt zu eigenthümlich, als daß es ſo leicht ſein ſollte ihn bis zu dieſem Grade von Vollkommenheit, wie der Fremde ihn ſprach, in kurzer Zeit der Bekanntſchaft nachzuahmen.

Ich beſchäftigte mich noch mit dieſer Unterſuchung als mein Nachbar ſich zu mir wandte und mit bewegter Stimme ſagte: „Jetzt eben höre ich wieder von einem neuen Unglücksfalle, den der Krieg veranlaßt hat. Meine armen Kinder! Iſt es denn nicht möglich, daß die Großen dieſer Erde das Leid in ernſtliche Erwägung ziehn, das ihre Streitigkeiten über ein armes unſchuldiges Land bringen.“

Ich glaubte nach dieſen Worten zu erkennen, daß mein unbekannter Freund der Schullehrer oder der Küſter des Orts ſei. Demnach ſetzte ich das Geſpräch fort, war aber nicht wenig erſtaunt

als durch eine zufällige Wendung deſſelben der Mann im grauen Oberrock ſich vollkommen bekannt an den Höfen von Berlin, Wien und Kopenhagen zeigte. Wie kommt ein Landſchullehrer in dieſe Kreiſe? Ich nahm meine andre Hipotheſe auf und erklärte nun den Geheimnißvollen für einen Gutsbeſitzer in der Nähe, der den Sonderling ſpielte, aber auch hier wurde ich irre gemacht, denn im Laufe einer neuen Erörterung erfuhr ich, daß ich es mit einem Doktor der Univerſität zu Oxford zu thun hatte. Ich verzweifelte hinter die Wahrheit zu kommen, und ſtand endlich nach zwei Stunden eifrigen und höchſt intereſſanten Geſprächs auf, um mich zu empfehlen, und ſchied von dem Manne ohne nur im mindeſten gewiß darüber zu ſein, ob ich ihn für einen Schullehrer, einen Edelmann, einen Höfling, einen Bauern oder einen berühmten Gelehrten halten ſollte. Alle dieſe verſchiedenen Eigenſchaften hatte er nach und nach entwickelt. Ein ſolches chamäleoniſches

Weſen war mir noch nicht vorgekommen, und die Betrachtungen auf meinem Rückwege waren ausſchließlich dieſem Unbekannten gewidmet.

Ich theilte Achill die Entdeckung mit und er hörte mich mit jenem Lächeln an, das wir immer annehmen, wenn wir von einem alten Bekannten ſprechen hören. „Ihr gutes Glück," erwiederte er, „hat Sie zu der „großen Merkwürdigkeit" unſerer Gegend geführt. Sie haben ohne es zu wiſſen den ſogenannten Apoſtel-Grafen kennen gelernt."

„Ein Apoſtel-Graf?" fragte ich befremdet.

„So heißt der berüchtigte Sektirer, der Graf von Zinzendorff," rief Achill. „Sie werden doch von ihm ſchon ſprechen gehört haben?"

„Allerdings. Alſo das war er?"

„Der neue Heilige," ſagte Achill mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „Der Mann, der als Knabe eine Korreſpondenz mit dem Herrn Chriſtus führte, indem er kleine Zettel zum Fenſter hinaus warf,

ſie vom Winde wegwehen ließ und dann die Nacht darauf im Traume die beſtimmteſte Antwort erhielt.“

Ich verſank in Nachdenken; das Bild des Mannes tauchte neu in mir auf. „Jetzt erkläre ich mir ſeine vielfachen Geſtalten,“ rief ich; „denn hat er nicht das merkwürdigſte Leben gehabt, das ein Sterblicher führen kann.“

„Er iſt von der Gnade unmittelbar geführt worden,“ entgegnete Achill mit demſelben ſarkaſtiſchen Tone, „und da iſt es kein Wunder, daß das Wunder bei ihm zu den alltäglichſten Dingen gehört. Anfangs Page, dann eine Zeitlang in Geſchäften, endlich erleuchtet, die Geſchäfte von ſich werfend und in den Kirchen betend, darauf dieſe Kirchen verachtend und ſich ſelbſt zum Propheten machend. Abwechſelnd auf der Landſtraße, ohne Geld, in den Schenken geprügelt und dann auf einem Berge wie der Erlöſer eine Rede haltend und Hunderttauſende um ſich ſehend. In

Folge dieſer Aufregung von der Polizei verfolgt, durch Steckbriefe bezeichnet, nach Amerika flüchtend, zugleich Backenſchläge und ein Doktordiplom ärndtend, endlich hier eine Gemeinde bildend, die die fünf Wunden verehrt und Liederchen auf das Lamm macht. Alle dieſe Dinge hat der edle Graf durchgemacht, und er iſt nicht wenig ſtolz darauf ſo ganz beſonders von der Gnade geführt worden zu ſein. Ich halte ihn für einen Heuchler und verachte ihn.“

„Schade darum,“ rief ich, „ich wollte Sie gerade bitten ihn auf Ihr Schloß einzuladen.“

„Das kann bei alledem geſchehen,“ erwiederte Achill. „Wenn es Ihnen Vergnügen macht die kranken Reden dieſes Schwärmers anzuhören.“

„Aber ich verſichere Dich, er hat kein Wort von religiöſen Dingen geſprochen. Du mußt Dich in der Perſon irren.“

„O nein. Es iſt Zinzendorff — es gibt nur ein Exemplar dieſer Gattung. Er glaubt von

mir, daß ich ein arger Spötter ſei, und deshalb meidet er mich, wenn er jedoch annehmen kann Dich hier zu finden und vielleicht ein Bekehrungsgeſchäftchen zu machen ſo kommt er gewiß. Ich verſpreche Dir dieſen chriſtlichen Löwen ſammt ſeinem Lamme in den Bereich dieſes Zimmers einzufangen.“

Es geſchah auch und ich hatte die Freude den Stifter der mähriſchen Brüder mit mir eine Art Freundſchaft ſchließen zu ſehen. Er näherte ſich mir mit einem Vertrauen, einer rückſichtloſen Offenheit, die nur die Frucht einer unermeßlichen Verſtellung oder das Ergebniß eines engelgleichen Herzens ſein kann. Mit der Falſchheit der Welt in ſtetem Verkehr war ich überraſcht und faſt erſchreckt von dieſer Kindlichkeit, ich wußte keinen Namen für gewiſſe Geſtändniſſe und Vertraulichkeiten, die er ohne Arg in meinen Buſen ausſchüttete. Ich glaubte jeden Augenblick mich zur dûpe gehalten zu ſehen und im nächſten Moment

war ich empört über mein Mißtrauen, über meine Verblendung, daß ich weltlichen Spott, weltliche Zwecke bei einem Manne voraussetzen konnte, der sich mir im Drange der glühendsten Liebe offen hingab, der so wenig Arg hatte, daß er nicht einmal zu verstehen schien was Spott war. Die epigrammatischen Einfälle Achill's glitten machtlos an seiner milden sich immer gleichbleibenden Ruhe ab. Nie gerieth er in Leidenschaft, nie versuchte er ein Wort der Erwiederung. Seine einzigen Waffen waren ein sanftes Lächeln und eine Bitte um Entschuldigung, wenn er vielleicht ohne es zu wollen Mißbehagen errege. Ich kann mich nicht enthalten hier ein kurzes Gespräch mitzutheilen, das Achill, der Graf und ich mit einander führte.

Achill. Sie wollen ein Christ sein, ein besserer als wir, und gehen darauf aus eine neue Kirche zu gründen. Gestehen Sie, daß darin eine Anmaßung liegt, die sehr wenig mit der Demuth eines wahren Christen gemein hat.

Der Graf. Sie irren, mein Lieber. Wer ſagt, daß ich eine neue Kirche gründen will? Ich gründe keine neue. Chriſtus hat ſeine Kirche für alle Zeiten gegründet.

Achill. Allein Sie beſuchen nicht den öffentlichen Gottesdienſt.

Der Graf. Ich beſuche ihn wohl; ich bin im Schoße der reinen evangeliſchen Lehre aufgewachſen, und ich gedenke ſie nie zu verlaſſen.

Achill. Sie können nicht leugnen, daß Sie eine eigne Gemeinde gebildet haben.

Der Graf. Eine Gemeinde, ja — aber keine neue Kirche. Wir ſind ein Häuflein Brüder und Schweſtern, die ſich aus der großen Schalkheit der Zeit hinausgerettet haben in die Einſamkeit des Herrn.

Ich. Iſt denn die Zeit ſo böſe? —

Der Graf. Sie iſt ſehr böſe.

Achill. Aber da wäre es ja verdienſtlicher ſich mit den Schlimmen herumzuſchlagen und ihnen

obzusiegen, als in der Einsamkeit sich aller Versuchung zu entziehen.

Der Graf. Es ist Keiner frei von der Prüfung. Wir haben unsre Versuchungen wie die Andern.

Achill. Aber sie haben die Ueberzeugung, daß wenn sie der Versuchung unterliegen und fallen, daß Gott sie eigenhändig wieder aufhebt.

Der Graf. Ja, diese Ueberzeugung haben wir.

Achill. Diese Ueberzeugung ist aber ein hochmüthiger Dünkel. Warum soll Gott uns Andre nicht auch aufheben? Weil wir nicht an das Lamm glauben?

Der Graf (ernst). Das ist die Ursache.

Achill. Wie absurd. Was soll dieses Mährchen mit dem Lamm? Was soll die ganze Legende von Christus? Ist's nicht genug einen allmächtigen Geist über der Schöpfung anzunehmen, und diesen Geist in Vermittelung mit uns durch die Lehren und das Beispiel der weisesten Denker?

Muß ich noch myſtiſch dieſen Gott in drei Theile zerlegen, um ſo jedes einzelne Theilchen deſto bequemer zu verehren? —

Der Graf. Sie können es noch kürzer haben; Sie brauchen an gar keinen Gott zu glauben, ſo ſind Sie das Ganze und auch die drei Theile los.

Achill. Vortrefflich, Sie fangen an zu ſpötteln.

Der Graf. Ich ſpotte nie. Ich will nur bemerken, daß man über den Glauben nie ſtreiten ſoll.

Ich. So laſſen Sie uns über mehr weltliche Dinge ſprechen. Was halten Sie von den Anfechtungen, von den Trübſalen im Leben?

Der Graf. Ich danke Gott, wenn er mich preßt,
Und danke ihm, wenn er mich
wieder entläßt.

Achill. Eine ſonderbare Philoſophie.

Der Graf. Keine Philoſophie.

Achill. Was iſt's denn?

Der Graf. Ein Sprüchlein, im Munde des Volks.

Achill. Und mit dieſen Sprüchlein wollen Sie in den Verwirrungen des Lebens auslangen?

Der Graf. O mit noch viel weniger. Mein Wiſſen iſt meinem Glauben untergeordnet. —

Ich. Und dennoch haben Sie ſich wiſſenſchaftlichen Disputationen unterworfen?

Der Graf. Unterworfen! das iſt das rechte Wort. Freiwillig hab ich es nicht gethan. Denn durch die allerklügſte und überzeugendſte Erörterung iſt noch Niemand in den Zuſtand der Gnade verſetzt worden. Das Wiſſen wendet ſich immer nur an das Wiſſen.

Achill. Demnach wären die Schriften der alten Weiſen unnütz oder gar ſchädlich?

Der Graf. Wenn man ſie im Zuſtande der Gnade lieſt, ſo können ſie heilſam wirken, ohne dieſen ſtiften ſie nur Zweifel und Verwirrung.

Achill. Der Zuſtand der Gnade! Immer wieder muß ich dieſe unverſtändliche Formel hören. Wie gelange ich denn in den Zuſtand der Gnade?

Der Graf. Einzig durch das Verdienst Christi.

Achill. Es ist genug, wollen wir abbrechen.

Er entfernte sich, unwillig darüber mit einem hirnlosen Schwätzer seine Zeit verplaudert zu haben. Ich blieb mit dem neuen Propheten allein. Unsre Unterredung nahm sogleich nach Achill's Entfernung einen völlig von dem obigen verschiedenen Charakter an. Die kurzen scharfgestellten Fragen verschwanden und eine warme offene Mittheilung trat an ihre Stelle. In meiner Brust fanden seine Worte Anklang; ich gab dieser milden an's Mystische streifenden Lehre von der Liebe meinen unverkennbaren Beifall. Nie hatte ich noch so von Religion sprechen hören. Er bat mich seine Gemeinde zu besuchen und ich sagte zu. Wenige Tage darauf fand ich mich auch in Herrnhut ein. Dieses war der Sitz der „mährischen Brüder.“ Seit jenen Tagen ist die kleine Gemeinde zu einer merkwürdigen einflußreichen und weit verbreiteten Sekte angeschwollen, damals waren es nur wenige

Häuser, die auf Grund und Boden eines Grafen Reuß und unter deſſen unmittelbarer Botmäßigkeit ſtanden. Die Brüder und Schweſtern hielten ihre Verſammlungen unter Abſingung eigends vom Grafen gedichteter frommer Lieder, ſie hielten zuſammen Liebesmahle, und dieſe waren das Rührendſte, was ich jemals im Leben erblickte. Sie zeigten ein Bild der Liebe, des Vertrauens, der ſüßeſten unwandelbarſten Einigkeit, wie ſie die erſten apoſtoliſchen Zeiten muß ausgezeichnet haben; es war, wie der Graf ſagte, ein Häuflein Getreuer, die der Herr aus der großen Verwirrung herausgerettet hatte, damit ſie ihm im Frieden dienen und ſich ſeiner Liebe freuen ſollten.

Aus allen Weltgegenden, allen Welttheilen waren hier Pilgrimme verſammelt, aus den höchſten wie aus den niedrigſten Ständen. Alle nannten ſich „Du“ und alle liebten einander wie Brüder. Mancher Edle, den das Leben hart verwundet, den die Liebe verrathen, die Treue

verlassen hatte, fand hier ein Asyl. Der Unglaube kehrte besiegt in den Schoß des kindlichsten Glaubens zurück und wurde ohne Vorwurf mit Thränen des Entzückens empfangen. Der Ehrgeiz und die Prunksucht warfen ihre flitternden Gewande ab und hüllten sich in das einfachste Kleid, um zu dienen wo sie herrschen konnten. Jede Schuld schien getilgt, jede Erinnerung erloschen. Das Leben in der Welt mit seinen Täuschungen und Qualen, mit seinen kurzen Triumphen und endlosen Verfolgungen schien abgethan und nie mehr von ihm die Rede. Christus, der für Alle litt, hatte das Leiden jeder einzelnen Brust ausgetilgt. Nur himmlische Ruhe, gottergebne Freudigkeit füllten das kleine Plätzchen im Busen, wo früher so unaufhörlich die Leidenschaften getobt hatten.

Ich wohnte einer Bestattung bei. Der Gottesacker war ein Garten so blühend und üppig, wie mir kein anderer Garten vor dem Gedächtniß

ſchwebt. Man ſenkte die Hülle des Vollendeten in die Blumen des Frühlings, und dort, wo er verſchwunden war, hob ſich ein Raſenſitz, und auf dieſem weilten an ſchönen Sommerabenden die zurückgelaſſenen Lieben. Der Tod hatte nichts Schreckliches; es war eine freudige Berufung in die unmittelbare Nähe des Erlöſers. Was konnte entzückender ſein, als dem Gegenſtande ſeiner glühenden Liebe auf ewig anzugehören, und der letzte Seufzer des ſterbenden Bruders bezeichnete den Beginn dieſes unausſprechlichen Glückes. Darum ſprach man auch nie vom Tode, ſondern vom „Heimgange“ eines Bruders. Man konnte nicht bezeichnender dieſe eigenthümliche Auffaſſung wiedergeben: ein Kind von ſeinen Eltern entfernt, auf langer Pilgerreiſe umhergetrieben, von Kummer und Noth in der Fremde gedrückt, kehrt heim zum Hauſe ſeines Vaters. Jubel und Freude bei ſeinem Empfang! Das Erbarmen und die Güte öffnen ihm ihre Arme; der wunde Fuß, die

zerriſſene Hand, die Stirn, die blutgemiſchter Schweiß deckt, werden gekühlt, geheilt, getrocknet, es ſitzt der lange Vertriebene, der arme Gedemüthigte auf dem Ehrenplatz des Tiſches; die Sehnſucht iſt geſtillt, der Glaube kühlt ſeine unruhige und begehrliche Flamme am Buſen göttlicher Erfüllung. Alle Zweifel finden ihre Erlöſung, alle Wünſche ihr Ziel. Es bleibt nichts mehr auf dem Grunde des Herzens von Bitterkeit und Entrüſtung, es birgt ſich mit ſeiner ganzen Fülle im Schoß der Liebe.

So ruhig das Ende, ſo bewegt iſt oft das Leben des Bruders. Er wandert aus, das Evangelienbuch unterm Arm und trägt dieſen koſtbaren Schatz unter die Palmen Indiens, wie unter die beſchneiten Hütten der Bewohner der Polarländer. Verfolgt und verhöhnt hört er nie auf von Liebe zu ſprechen, geſchlagen und bedrängt predigt er Frieden. Während er die ſanfteſten Lehren vorträgt wird er das Opfer der grauſamſten Bar-

barei. Ehe er noch Zeit hat den Märtirertod der erſten Bekenner zu ſchildern, ſchließt derſelbe Tod ſeine beredten Lippen. Jedes Zeugniß der Apoſtel muß er bereit ſein mit ſeinem Blute zu unterſchreiben, den Kampf früherer Jahrhunderte täglich erneuen, und für ſo viel Muth, Entbehrung und Gefahr empfängt er keinen irdiſchen Gewinn; er iſt der Miethling keines Herrn, er erhält keinen Lohn, es iſt die Liebe die ihn antreibt und lohnt, es iſt der Aufblick zu ſeinem himmliſchen Herrn und Meiſter, der ihn in Gefahren ſtark macht, in denen Tauſende erliegen würden.

Indem wir eines Abends das Gemeindehaus verließen, faßte mir der Graf mit ſeiner gewohnten Herzlichkeit die Hand, drückte ſie zärtlich und ſagte mit einem eigenthümlichen ſchmachtenden Ton in der Stimme. „Wie gefällt es Ihnen bei uns, theurer Bruder. Haben wir die Hoffnung Sie auch einſt zu den unſrigen zu zählen?“

„Aufrichtig geſtanden, edler Herr,“ erwiederte ich, „für jetzt bin ich noch zu weltlich geſinnt, um in dieſe friedliche Gemeinde zu paſſen; allein es können Zeiten kommen, vielleicht ſind ſie ſchon nahe, wo meiner Seele dieſe gotterfüllte Stille Bedürfniß ſein wird. Alsdann weiß ich an weſſen Thüre ich klopfe.“

„An die meinige,“ ſchrie der Graf in Extaſe und ſchloß mich feſt in ſeine Arme. „Guter, edler Bruder, komme bald. Siehe der Herr lockt dich mit Freundlichkeit, er breitet alle Reichthümer ſeiner Liebe vor dir aus; willſt du immer noch in der ſchnöden kalten Welt die Genoſſen ſuchen, die dich nicht verſtehen, die dir nicht Liebe mit Liebe vergelten? Siehe ich weine an deinem Halſe eine bange, heiße, blutige Abſchiedsthräne, ſchrecklich wie die Thräne Zoar's am Halſe Seba's! —“

Es dauerte lange ehe der Graf die Aufregung, in die alle ſeine Lebensgeiſter gerathen waren, beſchwichtigte. Er ſank dabei in Erſchöpfung auf

eine Bank, ſeine Blicke blieben jedoch immer mit dem Ausdruck der innigſten Liebe auf mich geheftet. Der Eindruck, den er auf mich machte, war unbeſchreiblich. „Sieh,“ ſagte er matt, „das Uebermaß der Liebe tödtet mich. Wenn du mich weltlich richten willſt ſo kann ich dir nicht anders als krank erſcheinen, aber Gott iſt in ſolchen Stunden am lebendigſten in mir; der Erlöſer läßt alle Bronnen ſeines koſtbaren Blutes in mein Herz ſtrömen, und dieſes arme Herz von ſo vielen Gnaden überfüllt wird bis zum Tode gepeinigt und entzückt. Habe Mitleid mit mir.“

Er ſtöhnte laut, ich trat zu ihm heran und er lehnte ſein Haupt an meine Kniee, indem er zugleich mit beiden Armen mich umklammerte. Ich hörte ihn leiſe ein geiſtliches Lied ſingen; endlich ſtand er auf, trocknete ſich Augen und Stirne und rief: „Was ſoll es nur werden mit mir? Wohin treibſt du mich, mein Heiland? Ach erbarme dich meiner!“ —

Wir ſetzten unſern Spaziergang fort, und ich war bemüht den Aufgeregten auf andre gleichgültige Gegenſtände zu bringen. Es gelang mir nach vielen vergeblichen Verſuchen endlich. Wir redeten von dem zu erwartenden Kriege, und er ſprach ein hartes tadelndes Urtheil gegen Friedrich den Zweiten aus, das mich aus ſeinem Munde befremdete. „Er iſt verführt," rief er einmal übers andere, „er iſt verführt durch dieſe abſcheulichen Geſchöpfe, die ſich Philoſophen nennen, es aber in Wahrheit nicht ſind. Denn die alten Heiden waren bei ihrer großen Leichtfertigkeit doch am Ende ohne Arg; ſie wußten es nicht beſſer, und manche hatten in ihrem Elende eine herzliche Sehnſucht nach dem himmliſchen Lichte."

Es konnte mir nichts daran liegen dieſe Anſicht, die ſich ſehr ſchroff iſolirte, weiter ausgeführt und gedeutet zu hören. Der Graf zeigte ſich hier offenbar als Fanatiker und Sektirer. Ich mußte an die erſten lebhaften Eindrücke, die Schul-

pforta auf mich gemacht hatte, zurückdenken. Dieſelben düſtern Ideen, dieſelben in klöſterlichem Dunkel erſtarrten Begriffe. Selbſt der Ausdruck der Liebe verdächtigte ſich wenn man den Grafen ſo ſprechen hörte, wie er jetzt ſprach. Es that mir leid ihn auf dieſes Thema gebracht zu haben; er blieb dabei, und ich mußte gewaltſam dieſer giftſpeienden Erörterung ein Ende machen.

Als ich ins Schloß zurückkehrte, überſchüttete mich Achill mit Spöttereien. Er wünſchte mir Glück zu meiner Bekehrung und prophezeihte mir mit verſtelltem Ernſte, daß ohne Zweifel jetzt auch bei mir die Gnade zum Durchbruch kommen werde. Ich ſchilderte ihm dagegen mit meiner gewöhnlichen Langmuth, und nicht ohne etwas Bosheit, das Bild der Ruhe und des Friedens, die dieſe glücklichen Menſchen in ihrem Zuſammenleben zeigten, ohne daß ſie ſich pikirten Philoſophen zu ſein. Er empfand dieſen Stachel, machte mir aber nicht die Freude ſich getroffen

zu zeigen, ſondern lachte und ſpottete weiter. Der Abend wurde mit unſern gewöhnlichen Geſprächen beſchloſſen, und Keiner von uns erwähnte mehr des Apoſtel-Grafen und ſeiner Gemeinde.

Ich empfing von dieſem ſeltſamen Manne, ehe ich mich von ihm trennte, die Verſicherung, daß er es geweſen, den Polyxena mir bezeichnet. In Dresden hatte er ſie kennen gelernt, und, wie er hoffte, eine heilſame Wirkung auf ihr Gemüth hervorgebracht.

Umſtände, die mich veranlaßten den Feldzug mitzumachen. — Ich komme wieder nach Dresden, und dieſesmal unter noch ſchmerzlichern Gefühlen. — Sehr unphiloſophiſche Haushaltung eines Philoſophen.

Je düſtrer der politiſche Himmel Europa's ſich geſtaltete, deſto eifriger ſah man jede Parthei ihr Intereſſe ergreifen. Ich erhielt die dringenſten Aufforderungen von Seiten meiner Fürſtin nach Dresden zu kommen und einen Theil der Sorgen ihr abzunehmen. Es iſt nicht genug, ſchrieb ſie mir, daß wir bis jetzt den ſchädlichen Einflüſſen eines ehrgeizigen und gewiſſenloſen Mannes, dem man zum tödlichen Schaden Sachſens das Staatsruder anvertraute, im Stillen entgegenwirkten, es muß jetzt auch öffentlich geſchehen. Ich danke Ihnen, Herr Graf, im Namen des Vaterlandes für die ihm geleiſteten Dienſte;

alle Fächer der Administration haben Ihre und meiner Freunde wohlthätige Wachsamkeit und Vorsorge empfunden; es ist nur noch der letzte Stein zur Vollendung dieses guten Werkes zu setzen übrig. Dieser letzte Stein wird aber Mühe kosten. Sachsen ist durch die schmachwürdigsten Verträge gebunden. Ein Usurpator schreibt uns Gesetze vor, und begeht vor den Augen des staunenden Europa's, in einem Lande, das ihn als Gastfreund ehrte, die empörendsten Handlungen der Willkühr. Die Geschichte wird staunenswerthe Belege zu diesen meinen Worten aufzeichnen. Allein schon die gewaltthätige Besitznahme unseres Archivs gehört zu nie erhörten und nie gesehenen Gewaltstreichen. Dadurch will er sich vor den Mächten rechtfertigen, und er bedenkt nicht, daß er alle Rechte der Völker und Fürsten mit Füßen tritt. Doch genug hiervon; wir wollen das Uebel nicht klagend betrachten, sondern mit kräftigem Angriff entfernen.

„Sie wiſſen, daß ſeit dem 9. September der König von Preußen hier in Dresden iſt; mein vorletzter Brief hat Ihnen dieſen verzweifelten Umſtand gemeldet. Alle Welt tritt in Drohungen gegen ihn auf; man ſpricht von der Reichsacht gegen ihn, aber nichts hält ihn in ſeinem fluchenswerthen Gange auf; er will uns vernichten, und dieſes ſpricht er laut genug aus, und wir — ach, daß ich es ſagen muß, wir tragen unſer Möglichſtes dazu bei ihm ſein Unternehmen gelingen zu machen. Mein Wunſch iſt, Herr Graf, daß Sie die Höfe, an denen Sie bis jetzt beſchäftigt geweſen ſind, verlaſſen; dieſe kleinen geiſtlichen Fürſten beobachten ihrer Stellung nach gezwungen eine zweideutige Politik, die unſrer gerechten Sache nur ſchaden kann. Kommen Sie zu uns, ſprechen Sie den König, empfangen Sie von ihm Befehle; er wird nicht zögern Sie ſogleich in Thätigkeit zu ſetzen; denn es fehlt uns unbeſchreiblich an Kräften und Mitteln. Eine eitle

ohnmächtige Politik hat alle unsre Macht paralisirt; wir befinden uns in einer Verwirrung, die sich mit nichts vergleichen läßt. Darum erwarten Sie keine in aller Form geschehene Berufung. Bedenken Sie, daß das Vaterland Sie ruft, und eilen Sie mit jener Hast wie ein Grieche oder Römer aus der glorreichsten Periode eilte, um sich in die kämpfenden Reihen zu stellen. Noch einmal sag' ich Ihnen: Sie werden den König, die Stadt, das Land in einer Lage erblicken, die nicht trauriger sein kann, und die Sie erschrecken wird." —

Diesem Befehle Folge leistend erschien ich bei meiner angebeteten Fürstin. Ich fand, daß ihre Schilderungen keine Gebilde einer mit leeren Schreckniſſen angefüllten Phantasie waren. Der helle Blick dieser Staatsklugen sah scharf und deutlich. Ihre Prophezeihungen trafen ein, aber sie hatte das Schicksal Cassandra's, Niemand achtete ihrer unheilverkündenden Worte. Jetzt, da das Unheil

da war, wurde ſie von der Menge verehrt und angeſtaunt. Eine leidenſchaftliche Liebe wurde ihr von allen Klaſſen ihrer Unterthanen gezollt, und man ſah in ihr den Schutzgeiſt Sachſens. Dieſe Erfolge, die ihrem Herzen wohlthaten, ſollten ihr aber nur zur Verſchönerung ihres Lebensendes zu Theil werden.

Ich übergehe die Thatſachen, die die Geſchichte aufgezeichnet hat. Jedermann weis die unglückliche Lage Friedrich Auguſt's. Gleich nach Beſitznahme des Dresdener Archivs erſchien jenes ewig denkwürdige „Mémoire raisonné," das den Kriegsſchauplatz eröffnete. Bald darauf geſchah die Einſchließung der ſächſiſchen Armee bei Pirna. Ich hatte eine ehrenvolle Stellung unmittelbar um die Perſon des Königs erhalten, und ſuchte ihm demnach vorzuſtellen wie auf dem Wege der Unterhandlungen noch vielleicht Vortheile zu erreichen ſeien, die in gereizter Stimmung der König von Preußen nie geſtatten würde. Brühl, der dem

Andrange der Kurfürstin nicht länger widerstehen konnte und mochte, war unwillig mich so nahe dem Fürsten zu sehen, und seine wiederholten Ränke bewirkten, daß Friedrich August den unmännlichen Entschluß faßte sein Heer zu verlassen, um nach Polen zu gehen. Ehe ich hiervon eine Ahnung hatte setzte ich meine Unterhandlungen unermüdlich fort, und mehr als einmal begab ich mich in Begleitung des sächsischen Ministers, Graf Salmour, und des brittannischen Gesandten, Mylord Starmont, in das preußische Hauptquartier. Allein der Entschluß Friedrich August's uns zu verlassen, die Muthlosigkeit und der Mangel, mit dem das Heer kämpfte, und der kecke durch das Glück begünstigte Muth des Königs von Preußen machten jede briefliche und mündliche Unterhandlung fruchtlos. Unsere Hoffnung war auf den Marschall Grafen Brown gesetzt, der um uns zu erlösen am 23. September sein Heer bei Budin zusammenzog. Die unglücklichen Erfolge von Lowo-

ſitz vernichten zum Theil unſere Hoffnungen. Das Elend der Soldaten ſtieg aufs höchſte, und den 16. Oktober ſtreckte die Armee die Waffen. Dieſes war der Zeitpunkt, wo Friedrich Auguſt ſich Päſſe vom Sieger erbat, um mit Brühl nach Warſchau zu flüchten. Er nahm die beiden Prinzen Xaver und Karl mit. Die Stimmung, die dieſe Reiſe erregte, war ſo wenig günſtig, daß man jede Aeußerung im Publikum ſo viel wie möglich bewachen und unterdrücken mußte. Die Kurfürſtin nebſt dem Kurprinzen blieb in Dresden zurück, und auf ihre Bitten ertheilte mir der König den Befehl ſeine Gemahlin nicht zu verlaſſen. Ich kam alſo nach Dresden; ſelber leidend und gebeugt ſah ich die geliebte Stadt wieder in dem traurigſten Zeitpunkt, wo ihre Schmach und ihre Bedrängniſſe den höchſten Gipfel erreicht hatten.

Man irrt ſich wenn man glaubt, daß in dieſer Zeit, von der ich jetzt ſpreche, der Ruhm Friedrich's ſchon ſo gewiß und ſo verbreitet geweſen,

als er es zwanzig Jahr später war. Im Gegentheile seine eignen Unterthanen beobachteten ihn mit Mißtrauen und Zweifel. Die Geschichte hatte kurz vor ihm den jähen Sturz eines Königs gezeigt, der eben so kühn begann und dessen Eroberungspläne noch lange nicht so abentheuerlich erschienen, als die des preußischen Helden. Der Erfolg sprach sich für Friedrich aus, und Europa wurde sein Lobredner. Damals waren jedoch diese bewundernswürdigen Schlachten noch nicht geschlagen, diese Beweise von Muth und Seelengröße im Unglück noch nicht gegeben worden; es konnte also erlaubt sein einen Mann zu tadeln, der mit einer Macht von nicht ganz fünfthalb Millionen eine Masse von mehr als neunzig Millionen angriff. Diese Kühnheit mußte durch den Erfolg gerechtfertigt werden, im Plane war es nichts als ein entsetzenerregendes Wagestück. Friedrich fand also damals keine Bewunderer, die Menge richtete kalte beobachtende Blicke auf ihn, und seine nächste

Umgebung äußerte mehr Furcht als Ehrfurcht. Sein Gleichmuth erbitterte, seine Spöttereien verletzten, sein Glück machte die Zahl seiner Feinde steigen. Er schien gebieterisch den Ruhm herausfordern zu wollen, und er vergaß die Liebe; sein Fuß schickte sich an auf Leichen zu treten, und erst später sah man, daß seine Hand auch Saaten zu pflanzen verstand. Es fehlten ihm nicht begeisterte Anhänger, Männer wie Dohna, die in ihm den Erretter aus einer Zeit kleinlicher Frivolität und gewissenloser Machinationen sahen, aber diese Männer wurden als Schwärmer oder Schmeichler verdächtigt und die Menge zollte ihnen keine Achtung.

Es that mir wehe und ich hätte manchen glücklichen Augenblick dafür hingegeben, wenn ich des unglücklichen Zusammentreffens mir Achill damals in Dresden überhoben gewesen wäre. Er als Anhänger und Verehrer des Königs in dessen Nähe lebend; ich als Feind desselben Königs ihn hassend

und vermeidend. Mit tiefem Schmerzgefühl mußte ich ſehen wie man überall Achill, wo er öffentlich erſchien, mit wenig verſteckter Verachtung behandelte. Er zeigte ſich im Theater in der Loge des Königs, und der Dresdner ſonſt ſo verträgliche ruhige Bürger, wagte es ohne Scheu ſeinen Namen mit Verwünſchungen gepaart zu nennen. Er fuhr und man warf die Fenſter ſeines Wagens ein. Bei allen dieſen Vorfällen, die die preußiſche Juſtiz ahndete und dadurch nur immer heftigere Auftritte veranlaßte, überſchüttete er mich mit Vorwürfen, daß ich mich gleichgültig bezeigte, und ich that mein Möglichſtes ihn zu ſchützen, allein eine innere Stimme des Vorwurfs machte ihn ungerecht und zürnend. Wir ſahen uns nur ſelten. Er rief ſeine Philoſophie zu Hülfe, und ſie mußte ihm während dieſes verhaßten Aufenthalts in einer Stadt, wo man ihn früher auf Händen getragen hatte, Schutz und Troſt gewähren. Er war ſtolz ſeinem Herzen gefolgt zu ſein,

und dieſes zog ihn unwiderſtehlich zu dem Feinde ſeines Vaterlands.

Nicht um meine Handlungsweiſe gegen die Achill's in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen, will ich Folgendes anführen. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich meinen unglücklichen Freund immer achten werde, weil ſeine Fehler die Gebrechen einer edeln Natur und nie Früchte eigennütziger Berechnung waren. Ich wurde zufällig Zeuge eines Geſprächs zwiſchen zwei Bürgern, die an einem Abende vor ihren Hausthüren ſtehend mit einander plauderten. Der Diskurs ging von der politiſchen Kannengießerei aus, und kehrte auch nach kurzer Abſchweifung zu jener Quelle wieder zurück.

Bäckermeiſter. Ich ſage Euch, Nachbar, es iſt heute wieder Ballet und Oper.

Fleiſcher. Daß dich der Guckuck! Und wer hat es denn befohlen?

Bäcker. Wer? Wer anders als der König.

Fleiſcher. Teufel! ich würde ſagen, wenn ich ein ehrlicher Tänzer wäre: „Eure Majeſtät, meine Beine gehören mir nicht an, ich habe ſie ſeit fünf Jahren dem Kurfürſten von Sachſen verkauft“; ebenſo ſollte der Sänger ſprechen. Ich wollte denn doch ſehen, wer da alsdann ſänge und tanzte. Aber ſolch ein Pack hat keine Ehre im Leibe.

Bäcker. Wie wollt Ihr auch? Die Ehre hängt ſehr los am Leibe, wenn man tanzt fällt ſie ab.

Fleiſcher. O ſie fällt auch Leuten ab, die nicht tanzen.

Bäcker. Ich verſteh' Euch. Und ſein Vater und ſein Großvater haben doch ſächſiſches Brod gegeſſen. Man ſagt, ſie waren arm und hatten nichts, als ſie ins Land kamen.

Fleiſcher. Ne Bruder; ſie kamen nicht herein, und gingen auch nicht heraus, ſondern ſie ſind von Entſtehung der Welt immer drinn geweſen.

Bäcker. Deſto ſchlimmer, daß dieſer der Erſte

iſt, der herausgeht. Ich möchte ihm kein Brod backen; verflucht der Brocken, von dem er ſpeiſt.

Fleiſcher. Still, Alter; dein eigner Sohn iſt ja auch Preuße.

Bäcker. Halter das Maul, Ihr unflätiger Mann. Er iſt Preuße weil ſie ihn gefangen haben; aber ich will ſein Vater nicht ſein, wenn er nicht binnen drei Wochen deſertirt. Wenn wir die großen Faſtenkuchen backen, hoffe ich ſitzt der Tropf auch am Tiſche. Aber wer zwang das Gräflein überzugehn? Hat man ihm mit einem Flintenkolben das Bein unterm Leibe weggeſchlagen, und ihn dadurch gezwungen gut preußiſch zu werden? He? Man hat ihn nicht gezwungen.

Fleiſcher. Die großen Herrn haben einen andern Patriotismus wie wir Geringe. Wer weis vielleicht will er auch die Flöte blaſen oder Verſe machen lernen.

Bäcker. Nichts iſt der Grund, als daß wenn Sachſen preußiſch wird, er gleich bei der Hand

ſein will um Miniſter zu werden. Da haben wir ein anderes Gräflein, ſein Haus ſteht da. Ja glaubt Ihr, daß man es ihm läßt? Es ſteckt voll Einquartierung, die ihm das Oberſte zu Unterſt kehren. Seine Güter zahlen für manchen andern Mann, er behält nichts für ſich. Ich weis, daß ſein Geld in die leeren Staatskaſſen fließt; wozu bei allen Teufeln hätte er das nöthig? Er könnte ja auch ſagen: Narr, wer ſich nicht zu fügen verſteht. Er hätte wenigſtens auch mit unſerm gnädigſten Herrn weglauf— wegreiſen können, um in Warſchau hübſche Polinnen tanzen zu ſehn, allein der dumme Burſche bleibt hier; hier wo nichts als Elend und Jammer zu holen iſt, wo er ſich täglich von den preußiſchen Flegeln muß niederhunzen laſſen und ein dutzend Mal nachgeben, um einen Vortheil, eine Meſſerſpitze groß, zu erhaſchen. Das heiße ich eine erzdumme Geſinnung, aber bei Gott, wenn man's ſo bedenkt, ſo laufen einem doch die Augen voll Waſſer.

Ich kann den Knaben, der doch auch nun schon alt wird, nicht ohne Theilnahme sehen. Es ist mir so als hätte er ganz das Ehrliche vom Vater, der auch immer das Unglück geflissentlich aufsuchte, wenn er es gepaart mit Ehre und Gewissensruhe fand.

Fleischer. Habt Ihr ihn noch gekannt, den alten Sylvan?

Bäcker. Ob ich ihn? Ein Herr, der so gravitätisch in seiner Kutsche saß und dabei so viele Runzeln im Gesicht hatte wie ein Affe. Der Junge war damals ein hübsches Bürschchen; jetzt fängt er an dem Alten ähnlich zu sein. Er vernachlässigt sich auch gar zu sehr in der Kleidung. Heute Morgen kam er an meinem Bäckerladen vorbei; ich nahm mir die Freiheit ihn anzureden, und fragte ihn: „Herr Graf, wo haben Eure Gnaden nur den niederträchtigen grauen Staub her, der dort auf Ihrem Kragen liegt? soll's etwa Puder vorstellen; ach da hab' ich schon

beſſern geſehn.“ Er lachte, und was glaubt Ihr, Gevatter, was er antwortete? „Ihr mögt Recht haben, Meiſter,“ ſagte er, „aber ich habe ſeit einigen Monaten keinen Kammerdiener mehr, und überdies iſt Theurung im Lande und das Mehl iſt beſſer angewendet zu den Broden der Armen als auf den Köpfen der Reichen.“ Ich ſagte ihm, daß das auch meine Anſicht wäre, und darauf ſchüttelte er mir die Hand gerade ſo wie wir ſie uns einander ſchütteln. Ich ſah bei der Gelegenheit, daß er recht grobe Manſchetten trug. Gebt Acht, ſie werden ihn noch, wenn ſie ihn rein ausgeplündert haben, wie einen Hund aus dem Loche jagen.

Fleiſcher. Oho, das leiden wir nicht. Ein großer Herr, wenn er ſich gut aufführt, kann immerdar auf den Bürger rechnen. Was Sachſe iſt verläßt keinen Sachſen.

Bäcker. Ja das war in den guten alten Zeiten Sitte. Jetzt aber geht alles drunter und drüber

Fleiſcher. Nichts geht drunter und drüber; Sachſen bleibt immer oben drauf.

Bäcker. Ja, ja, wenn der Flötenſpieler nur wieder fort iſt.

Fleiſcher. Er wird nicht ewig blaſen. Der Wind wird ihm ausgehen.

Bäcker. Wer ſitzt denn da im Reiſewagen? Es geht verwünſcht ſchnell.

Fleiſcher. Ich kenne ihn, er gehört zur italieniſchen Truppe, die immer bei mir die kleinen Fleiſchpaſtetchen mit Knoblauch beſtellte; wo ich nicht irre heißt der Mann Haſſe und iſt eine Art von berühmtem Muſikus. Er geht nach Italien zurück, weil man ihm hier kein Geld mehr zahlt.

Bäcker. Er hat Recht, unſer Flötenſpieler koſtet uns ſchon genug. Ach, da kömmt der arme Bündler, der alte Haushofmeiſter des Grafen Brühl; wie der Mann ausſchaut. Hätte ich ihn doch kaum wieder erkannt. Dem mögen Sie auch gut zugeſetzt haben. Was iſt Euch Bündler?

Blündler. Heute hat der Schwarm wieder den Pallaſt geplündert. Ach, die koſtbaren Uhren, die herrlichen Tiſche, die Spiegel, die Vaſen — alles zertrümmert und zerſtört. — Ich kann nicht mehr. Meine letzte Stunde iſt da. —

Fleiſcher. Setzt Euch. Wir haben alle die ſchwere Noth, Ihr nicht allein.

Blündler. Ach, wenn ſie nur mich ſchlügen, aber ſie ſchlagen auf die koſtbaren Vaſen los, und dieſe vertragen keinen Spaß.

Bäcker. Alſo Euer Rücken verträgt welchen?

Blündler. Ach ja, offen geſtanden, er iſt nicht ſonderlich ſkrupulös. Der Graf hat ihn an dieſe Speiſe gewöhnt.

Fleiſcher. Eine Speiſe, die mein Magen nicht vertragen kann.

Blündler. Ja ein Rücken iſt auch kein Magen. Glaubt Ihr, daß mein Magen ſchlechte Koſt vertragen kann, da irrt Ihr. Ich bin an das feinſte Eſſen gewöhnt. Ich kann Euch eine Hüh-

nerpaſtete ſchon durch den Geruch von einer Faſanenpaſtete unterſcheiden. Ach und bei dem Grafen gab es ſo köſtliche Faſanenpaſteten.

Bäcker (bei Seite). Verdammtes Schmarotzervolk.

Blündler. Was ſagtet Ihr?

Bäcker. Ich ſage, daß ich die Paſteten nicht liebe, die zum Nachtiſch Prügel haben.

Blündler. Ach, wenn der Graf wüßte wie man mit ſeinem Eigenthum umgeht, er würde blutige Thränen weinen. Ich bin überzeugt der ganze Krieg iſt nur entſtanden, um die koſtbaren Kleider des Grafen in die Hände zu bekommen.

Fleiſcher. Ihr faſelt. Was liegt den Herren an den Narrenjacken?

Blündler. Narrenjacken? Ihr danktet Gott, wenn Ihr in einer ſtecktet. Es iſt kein Kleid darunter, an dem nicht ſilberne oder goldne Treſſen für fünfhundert Thaler an Werth wären, und fünfhundert Röcke gibt's.

Fleiſcher. Herr, Du ewige Güte! Hat der Menſch fünfhundert Röcke, und draußen auf der Straße liegen fünfhundert nackte Sachſen! Aber ich weis wo die ſilbernen und goldnen Treſſen hergekommen.

Bäcker. Still, Gevatter, es taugt nichts ſo etwas zu wiſſen.

Blündler. Und die herrlichen Uhren! Eine aus Wien, die ſechstauſend Thaler gekoſtet hat.

Fleiſcher. Mögen ſie jetzt ſeine letzte Stunde zeigen.

Blündler. Und ein Stuhl iſt dabei, der Graf hat ihn aus Regensburg bekommen, nach franzöſiſchem Muſter, es iſt nur ein ſimpler mit Permiß zu ſagen Nachtſtuhl, aber ein göttliches Möbel. So etwas zu erfinden muß ſich der Menſchengeiſt übernatürlich anſtrengen, und es gelingt ihm doch nur einmal. Es ſind da gewiſſe Vorrichtungen dabei, die ins Unermeßliche gehn. Aber

ich plaudre hier und soll in die neue Verwaltungskammer gehn.

Fleischer. Was da?

Bündler. Dort sind Herren, die sich mit dem Schadenersatz beschäftigen auf des Königs Befehl.

Bäcker. Eine lustige Regierung, das! Erst zerschlägt er die Töpfe und dann will er sie selbst wieder bezahlen. Aber das ist nur zum Schein.

Bündler. Glaub's. Ich werde nichts erhalten, denn Seine Majestät sind ganz besonders auf des Herrn Grafen Excellenz erbost. Hat ihm da noch neulich wieder das schöne Schloß Nischwitz bei Wurzen bis auf den Grund zerstören lassen. Und es war gar kein Grund da dieses bis auf den Grund Zerstören vornehmen zu lassen. Aber das geht mich nichts an, ich bringe meine Liste auf die Sessionsstube. Lebt wohl, Gevatter.

Fleischer. Adies. Was meint Ihr, Meister, sollen wir nicht dem Herrn da gegenüber ein

Dieser Abschnitt gibt summarisch die Vorfälle eines Krieges an, der dem Leser genugsam bekannt ist.

Drei Jahre folgte ich den Waffen. Man weis, daß das Glück gegen die Verbündeten sich entschied. Gleich nach dem Tode der Kurfürstin, deren letzte Segnungen ich gerührt empfing, verließ ich Dresden. Noch muß ich ein Wort über das Schicksal meiner frühern dortigen Freunde hinzufügen. Der alte Käfernburg war längst zu seinen Vätern versammelt worden. Er, der letzte seines Stammes, war einsam, vom Gram gebeugt, verschieden. Ich besuchte sein Grab. Er hatte mich zum Vollstrecker seines letzten Willens eingesetzt, und in diesem war Maria als seine Erbin aufgestellt. Mit der gewissesten Zuversicht sprach er die Hoffnung aus, daß sie lebe, und daß ich sie noch einst als die Meinige heimführen

würde. Dieſer Ausſpruch weckte die empfindlichſten Schmerzen in meiner Bruſt. Ich, ſelbſt vielleicht bald dem Grabe zum Opfer, mußte dieſe glänzende trügeriſche Prophezeihung ausſprechen hören. Es waren Winke zugefügt, die auf einige unſichere Spuren wieſen, wie etwa die Verſchwundene wieder zu finden ſei; ich traute keiner Hoffnung. Wenn Maria lebte, ſollte ſie nicht tauſend Mittel und Wege gefunden haben ſich ihrem Oheim, ſich mir zu entdecken? Nein, ihre Entfernung war eine freiwillige, oder ihr Tod gewiß.

In der mörderiſchen Schlacht von Prag, die alle Gräuel des entſetzenvollſten Kriegs entfaltete, wurde Achill verwundet, und nach einem kurzen Krankenlager ſtarb er in meinen Armen. Er ging ohne Reue, aber auch ohne Befriedigung, ohne die köſtliche Ruhe eines glücklichen Bewußtſeins aus der Welt. Da er ſein Ende nicht ſo nahe glaubte, beſchäftigten ihn noch Pläne des Ehrgeizes faſt bis zum letzten Athemzuge. Ich

ſah mit herbem Weh ein bedeutendes Leben in unausgeſprochenem Vorwurf und unter beklagenswerthem Zweifel endigen. Er ſtarb unbeweibt, unbetrauert von Erben; auch ich ſtand einſam an ſeinem Schmerzenslager. Wir drückten uns die Hände und dieſes ſtumme Zeichen verdollmetſchte unſere heiligſten innigſten Gefühle. Wir waren eine weite Strecke des Lebensweges zuſammengegangen, und jetzt riß uns ein einziger kurzer Augenblick auf immer von einander.

Ich brachte ſeine Leiche durch die Schwärme der zerſtreuten Heerhaufen, die die Straßen bedeckten, glücklich bis in's Erbbegräbniß zu Schloß Dohna. Die ſämmtlichen Vaſallen waren zum Empfang bereitet. Einige preußiſche Offiziere waren von ihrem König als Trauergäſte dem Zuge beigegeben. Die entſeelte Hülle wurde mit kriegeriſchen Ehren in die Gruft getragen. Am Eingang derſelben geſchahen die üblichen Feierlichkeiten, die einen tiefen Eindruck auf uns Umſte-

hende machten. Die Thür der alten Gruftkapelle war geſchloſſen; der Trauermarſchall mußte mit ſeinem Stabe an's Gitter klopfen und eine Stimme von innen fragte: „Was begehret Ihr?“ — „Einlaß für einen Todten!“ war die Antwort. — „Wer iſt dieſer Todte?“ tönte die dumpfe Stimme entgegen. — „Ein edler Herr und ein braver Krieger.“ — „Wir glauben es, allein deßhalb iſt er noch nicht würdig die Zahl der Todten hier zu vermehren, deren keiner unberühmt und unbelobt in dieſes Gewölbe kam. Nenne mir des todten Mannes Namen!“ — Hier folgten nun die Titel und der vollſtändige Name. Beim Klange des letztern flogen, wie von einer Zaubermacht aufgeſchlagen, die ſchweren eiſernen Grabesthüren auf, und ohne daß Jemand ſichtbar wurde ertönte ein feierlicher Choral mit Poſaunen. Beim Klange deſſelben ſchwankte der Sarg in die matterleuchtete Gruft. Mir, als der dem Verſtorbenen am nächſten Stehende, wurde das Amt zu

Theil, den Degen und die Orden auf das Grab niederzulegen. Ich that es und meine Thränen rannen auf die dunkle Behauſung nieder. Kein Wort wurde geſprochen, nur die Poſaunenklänge ertönten wieder und verhallten leiſe, als wir aus dem Gewölbe traten. Ich brachte die Nacht ſchlaflos in dem obern Saale zu, und alle unſre hier geführten Geſpräche, theure Erinnerungen aus einer glücklichen Zeit erfüllten mein Gedächtniß. Er iſt dahingegangen in eine Welt des Friedens, rief ich ſchmerzvoll, in einer Zeit, wo die blutigſten Kämpfe die Erde entweihen. Wohl ihm! Ruhe ſeiner Aſche! —

Ich ſollte gleichſam mit den Gefährten meines Lebensweges abſchließen, denn wenige Monate nach dem obigen Abſchiede vom Freunde ſah ich auch Polyxena wieder in Herrnhut. Die reizende Polyxena, die größte Schönheit ihrer Zeit, zeigte ſich jetzt, gehüllt in die einfache Tracht jener Sekte, ihr Haar ohne Puder und Blumen in ein

enges Häubchen gezwängt, in ihrem Antlitz wenig Spuren weltlichen Reizes. Sie hatte ihre Religion abgeſchworen und ihr ewiges Heil in den vertrauteſten Umgang mit der Gemeinde des Herrn geſetzt. Sie hieß hier Schweſter Eliſabeth, und ihre Wohnung war der gemeinſchaftliche Frauenſaal; ihre Lieblingsgänge auf den nahen Kirchhof, ihre Lieblingslektüre die Schriften Spangenberg's und Zinzendorff's. Ich mußte ihr von Dresden erzählen und ſie hörte mich mit einer wehmüthigen Aufmerkſamkeit an. Der Traum der Jugend lag weit hinter uns Beiden, faſt ſchon auch der Traum des Lebens. —

Die Schlacht bei Collin brachte mir ehrenvolle Auszeichnungen. Die Verbündeten frohlockten über dieſen Sieg, der die preußiſchen Waffen demüthigte. Mir zeigte dieſes Unglück Friedrich's Größe deutlicher als alle ſeine glücklichen Erfolge; denn es bewies, daß er die Schläge des Geſchicks durch jenen männlichen Muth ertrug, der im Bewußt-

ſein unerſchöpflicher Hülfsmittel in ſich, dem Sturme von Außen trotz bot. Der Held verlor bald darauf ſeinen Bruder und ſeine Mutter, und dieſer dreifache Verluſt erwarb ihm im Unglück viele Herzen, die ſich ſonſt kalt von ihm abgewendet hatten. Man ſagt, daß ſeine Briefe vielleicht einſt der Oeffentlichkeit übergeben werden, und ich weiß, daß welche darunter ſind, namentlich an den Marquis d'Argens und den Lord Marishal, die die rührendſten Beweiſe über die Denkungsart dieſes Weiſen der Nachwelt überliefern.

Mein Weg führte mich nach Baireuth, und hier lernte ich die Schweſter Friedrich's genauer kennen, die ich als junge Prinzeſſin in Dresden zuerſt geſehen. Jetzt war es eine ältliche Dame, gebeugt durch Kummer und Krankheit. Das Geſchick ihres königlichen Bruders laſtete ſchwer auf ihrem mitfühlenden Herzen. Der Markgraf, ihr Gemahl, war gezwungen zur Reichsarmee Truppen zu ſtellen, alſo gegen ſeinen Schwager zu kämpfen.

Die Politik ſchlägt oft die tiefſten Wunden, und unter der erlaubten Perfidie eines Siſtems leiden die heiligſten unverletzbarſten Naturgeſetze. Ich kann nicht ſagen, daß die Markgräfin einen angenehmen Eindruck auf mich machte. Sie war in ihren Formen ſteif, in ihrer Unterhaltung voll geſuchter Künſtlichkeit, und ihr Unglück, ſowohl ihr häusliches, als das des Bruders, zeigte in ihrem ſtarren Antlitz keine jener ſanften weiblichen Züge des Schmerzes, die uns ſo ſehr feſſeln und unſer Mitgefühl ſo heftig anregen. Während ſie Nachrichten vom Kriegsſchauplatze von mir forderte, zwang ſie ſich zu einer gelehrten Erörterung über die verlorenen Bücher des Livius; eine Koketterie, die ich der gelehrten Dame gern geſchenkt hätte.

Sie ſtand in einem Briefwechſel mit faſt allen Gelehrten Europa's und nebenbei auch mit Frauen, die im Trüben zu fiſchen liebten, was die Politik betraf. Durch ſie erfuhr ich, daß die Gräfin Appiani, die Nichte des Fürſt-Biſchofs zu Bam-

berg, eine fortgesetzte Correspondenz mit dem Wiener Hofe unterhielt. Sie erklärte mir manches Räthsel, indem sie mich versicherte, daß die Gräfin einer geheimen Gesellschaft vorstehe, die sich mit politischen Umtrieben beschäftigte. Dieses waren meine „Männer der Nacht", und die kleine, in der Kutte verhüllte Gestalt, die ich umständlich beschrieben habe, Niemand anders als die Gräfin.

Die Schlachten von Roßbach und Leuthen brachten Friedrich's Ruhm bis in die entferntesten Theile Europa's. Erst von diesem Zeitpunkt an datirt sich das allgemeine Interesse, das man für ihn und seine Waffen nahm. Eine Bewegung, wie sie noch nie dagewesen, bemächtigte sich aller Kabinette und Heereslager. Mir wollte das Glück nicht so wohl bei der Organisirung der zwölf sächsischen Regimenter unter dem Prinzen Xaver im französischen Solde mit beizuwirken. Eine gefährliche Verwundung warf mich bei Beginn des Feldzuges von 1758 aufs Krankenlager. Meine

abnehmenden Kräfte gestatteten nur eine langsame Genesung, und ein gelähmter Arm blieb als Folge einer unglücklichen Kur. Die Hoffnung auf Frieden wurde getäuscht; das Kriegsfeuer wüthete fort. Ich verlebte einen traurigen Herbst und lange schmerzvolle Wintermonate in einem kleinen Grenzstädtchen am Rhein. Ueber die Thüre meiner Krankenstube hatte ich die Worte Cicero's geschrieben: Non enim hilaritate nec lascivia, nec risu aut joco comite levitatis, sed saepe etiam tristes firmitate et constantia sunt beati.

Elegie.

Der Leſer wird vorbereitet, was er in dieſem Abſchnitte meines Lebens zu erwarten habe.

Ich will dir, mein getreuer Leſer, der du mir durch die Zeiträume meiner Jugend, meines Jünglings- und Mannesalters gefolgt biſt, jetzt nicht verhehlen, daß du es mit einem Greiſe zu thun haſt, der ſein ſiebenzigſtes Jahr ſchon um die Hälfte zum achtzigſten hinter ſich hat. Du fragſt, was ich dir jetzt bieten wolle? Fürchte dich nicht vor der Geſchwätzigkeit des Alters, ich verſpreche dir, daß dieſer Abſchnitt der kürzeſte des ganzen Werkes ſein ſoll, und dieſes Werk ſelbſt wird dir hoffentlich nicht zu lang erſchienen ſein. Ich hätte es um das Doppelte verlängern können, wenn ich nach Weiſe der Biographen meiner Zeit Alles und Jedes in meine Blätter aufgenommen. Eine große Maſſe von Namen

und Begebenheiten ſtand mir zu Gebote, allein ich nahm von dem Vorrathe nur das Weſentlichſte, was mir zum Verſtändniß meines Gemäldes und ſeiner Hauptgruppen unumgänglich nöthig ſchien. Die Männer, die da Geſchichte ſchreiben, erlangen das Recht Alles für wichtig zu halten, die, die ihr eigenes Leben ſchreiben, müſſen mit großer Vorſicht zu Werke gehn und haben nichts ſo ſehr zu ſcheuen, als jenes Wichtigthun und Prahlen, das ein Buch wie dieſes fade und unausſtehlich machen würde. Wer mit Aufmerkſamkeit ein Gemälde betrachtet, das mit Liebe ausgeführt wurde, findet leicht die Gründe hervor, warum dieſe Parthie in Schatten, jene in helles Licht geſetzt worden, und er wird dem Künſtler danken, daß dieſes auf die mindeſt auffallendſte Weiſe geſchehen und nichts von dem Haſchen nach Effekt zu bemerken iſt, das das Auge des Kenners durch ſeine Abſichtlichkeit beleidigt anſtatt es anzuziehen.

Wenn man ſich dem Ziele ſeiner Laufbahn

nähert, so hört die Beweglichkeit des Geistes, die uns zu Thaten anspornt, von selbst auf, und es bleibt bei wohlorganisirten Wesen nur jene sanfte Seelenwärme übrig, die in heitern Reflexionen sich ausspricht und das Erlebte in anmuthigen Bildern wiedergibt. Eine solche Eigenschaft wird man hoffentlich in diesen Blättern nicht ganz vermissen. Mein Leben war nicht stürmisch, ich kann also füglich nicht das beliebte Bild von endlicher Ruhe im erlangten Hafen anwenden, allein mir steht das viel passendere Gleichniß zum Gebrauch, von dem ermüdeten Wanderer, der sich vor seine Hütte setzt und noch einmal in's Thal hinunter den Weg beschaut, den er gestern in der Tageshitze gegangen. Ich sehe die kleinen Brücken, die über die Bäche führen, ich sehe die kunstlosen Lauben, in denen eine kurze Ruhe so süß schmeckte, ich sehe die Pilgrimme vom Gebirge herabklettern, die mir Auskunft gaben über die Weite und Beschaffenheit des Weges. Noch

ſitzt der alte Bänkelſänger dort auf dem Uferſteine und ſingt jetzt Andern ſein Lied, noch grünt der Apfelbaum am Wege und auch die Dornhecke fehlt nicht, die mir mein Kleid zerriß, und die jetzt Andern denſelben menſchenfreundlichen Dienſt erweiſt. Doch genug; der Leſer, wenn er irgend Luſt hat, kann ſelbſt dieſe Rückblicke in mein Leben thun, das jetzt offen vor ihm da liegt.

Vor allen Dingen ſoll in dem Wenigen, was ich noch zu ſagen habe, die Wahrheit meine Feder führen. Dieſes wird mir Ueberwindung koſten, denn ich ſitze inmitten einer eiteln Welt, ſelber eitel. Ich lebe unter Menſchen, die ſich einander vergöttern, in Geſellſchaften, wo man die Seele und den Körper ſchminkt. Ich ſchreibe dieſe Zeilen, angethan in einem goldſtoffenen Kleide, meine Hand, die die Feder führt, iſt mit duftenden Spitzenmanſchetten eingehüllt, ich trage Ringe auf den Fingern, die übermäßig glänzen, mein altes Geſicht iſt mit einer kindiſchen Putzſucht den

Muſtern gleichgebracht, die ich hier täglich um mich ſehe. Es iſt nichts an meinem Aeußern wahr, deſto mehr muß es mein Inneres ſein. Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß ich in der geckenhaften Geſtalt von dir Abſchied nähme, mein edler Freund, nachdem ich mich bemüht habe dir durch meine Worte wie durch meine Handlungen zu zeigen, wie ſehr ein ſolches Weſen meinem Charakter zuwider iſt. Daher beurtheile mich in dem, was jetzt folgt, nicht zu ſtrenge. Bedenke, daß ich mit einer Gattung Geſchöpfe Freundſchaft geſchloſſen habe, die, wenn ich ſie dir nenne, von ſelbſt jede Vorſtellung eines naturgemäßen, einfachen, wahrheitliebenden Umgangs aus deiner Seele verſcheuchen müſſen, die auf ganz folgerechtem Wege alle jene Zerrbilder in deiner Einbildungskraft wach rufen werden, die du nur irgend einmal von Affektation, weiblicher und männlicher Koketterie, gelehrter Allwiſſenheit und verworrener Großſprecherei gehört oder geſe-

hen haſt. Mit einem Worte, ich befinde mich in Paris und in einem Zirkel gelehrter Weiber.

Wenn einſt die Namen einer Madame Junon de Geoffrin, eines Fräuleins Claire de l'Espinaſſe, eines erblindeten alten boshaften Weibes, das ſich Madame du Deffant nennt, und eines Dutzend anderer Schöngeiſtinnen auf die Nachwelt gerathen, ſo geſchieht es lediglich weil Clio, die den Griffel der Unſterblichkeit führt, ein Weib iſt, und daher nie zu bemerken vergißt wo Weiber die Trägerinnen der geiſtigen Intereſſen einer Zeit geweſen. Die obigen Damen ſtellten ſich als ſolche dar. Das achtzehnte Jahrhundert war reich an Gevatterinnen, und je älter das beſagte Jahrhundert wurde, deſto mehr alte Muhmen ſammelten ſich um daſſelbe. Einige dieſer Frauen waren abſchreckend häßlich; man machte Epigramme auf ſie, aber das verhinderte nicht, daß ganz Paris ſie aufſuchte. Madame Junon de Geoffrin war eine Schwätzerin, Mademoiſelle Claire de l'Espinaſſe führte einen ärgerlichen

Lebenswandel und Madame du Deffant war ein kleines Ungeheuer; aber man fand bei ihren Vereinigungen alle Heroen der neuen Philoſophie gegenwärtig, jene geiſtreichen Abbé's, die ſo niederträchtige Streiche machten, und denen man ſie wegen ihrer hübſchen Einfälle verzieh, jene Schriftſteller in Mode, die über alles ſpotteten, jene Frauen, die ſich damit brüſteten, nichts zu glauben und nichts zu lieben, jene alterſchwachen Berühmtheiten, die wie gelähmte Affen in ihren Stühlen nur lallten und grinſten, bei denen man jedoch jede Miene aufhaſchte und bewunderte, jene frierende Philoſophen, die ſich an die Kamine drängten, um über den Glauben an Unſterblichkeit zu lachen, während ſie ihre dünnen Beine von der Flamme durchwärmen ließen, jene ſtolzen Würdenträger, die ein Bonmot auf den Thron geſetzt hatte, und die jetzt ungeſtraft ihre Umgebung tiranniſirten, kurz, die glänzende Koſtbarkeit und das wahnſinnige Unglück dieſer aufs Höchſte der

Verfeinerung getriebenen Geſellſchaft fand man bei den genannten Damen, und deshalb beſuchte man ſie, und deshalb machte man ſich ſelbſt zum Gecken.

Als ich anlangte fand ich ganz Paris in das Studium der Naturgeſchichte vertieft, man ſtritt ſich darum, wer Thier und wer Pflanze ſein wolle. Ein wunderlicher Streit in der That. Die Philoſophen hatten ihn angeregt und Büffon ihm ein beſtimmtes Ziel gegeben. Man kannte nur eine Furcht, die Furcht vor den Pocken. Alle übrigen Gegenſtände des Schreckens oder der Beſorgniß hatten die Lehren der Weiſen beſeitigt. Man ſagte in Mährchen einander die Wahrheit und verwundete ſich tödtlich durch Allegorien. Ueber die Langeweile des Hofs erlaubte man ſich Späße, und dieſes ſcheint ein übles Zeichen, denn bis jetzt hatte der Nimbus des Hofes die ganze Stadt im Zaum gehalten. Ein Höfling und ein Prieſter erſchienen beide gleich ſchwer auf die Nerven

eines freien Weltmanns und feinen Spötters zu fallen. Nichts war mehr von der Galanterie des alten Hofs von Ludwig dem Vierzehnten zu ſpüren, aber auch eben ſo wenig von den vernachläſſigten Formen und der grenzenloſen Liederlichkeit der Regentſchaft, man verbarg ſeine Leidenſchaften nicht, denn man hielt ſie für ſein Glück, aber man erlaubte ihnen nicht die rohen und ungeſtümen Ausbrüche, denn dieſe wären unphiloſophiſch geweſen. Der Umgang gewann eine köſtliche Leichtigkeit, man ſah die Schauſpieler hatten ſich dergeſtalt miteinander eingeſpielt, daß man nun glaubte ſicher zu ſein, um auch ohne Souffleur, das heißt ohne den Hof zu ſpielen. Ein Haß gegen alle von außen kommende Autoritäten war die Seele der Geſellſchaft. Man wollte nicht fromm ſein, weil man der Menge nicht glauben machen wollte, daß man unter der Macht eines Prieſters ſtände, man wollte nicht der Gewalt huldigen, um ſeine Würde als ſelbſtſtändiges

Weſen nicht zu verletzen, und ſo ſetzte man ſich, indem man die Formen der Autorität verachtete, über dieſe ſelbſt hinweg. Es war eine allgemeine Emanzipation, die wie ein Schwindel um ſich griff und eben ſo glänzend als verlockend war.

Bei der Madame Geoffrin ſah ich d'Alembert, Diderot, den Baron Grimm, von dem ich bei meiner erſten Cour zu Bamberg ſchon geſprochen habe, den Abbé Raynal und Andere. Eines Abends, als ich ſpäter als gewöhnlich erſchien, fand ich den alten Kammerdiener der Dame, der ſich Corneille nannte und behauptete ein Nachkomme des berühmten Dichters zu ſein, allein im Vorgemach verdrüßlich herumwandelnd und die zwei dünnen Kerzen putzend, die vor dem Spiegel ſtanden. Dieſes Zuſammentreffen war mir erwünſcht, ich hatte Corneille immer als ein komiſches Original von den Beſuchern der Madame Geoffrin rühmen hören, und ich benutzte daher die Gelegenheit mit ihm in ein Geſpräch zu gerathen.

„Ah!“ rief ich, „guten Abend Herr Corneille, treffe ich Sie einmal allein und wie es ſcheint Ihren Grillen nachhängend.“ — „Ja mein Herr,“ erwiederte er in einem kalten und abweiſenden Tone, „ich hänge meinen Grillen nach, und ich habe alle Urſache dazu. Haben Sie etwas dagegen?“

„Nein, Herr Corneille, obgleich es mir in der Seele weh thut, Euch in ſo übler Laune zu ſehen; allein ohne Zweifel ſind Eure vielen Geſchäfte daran Schuld. Habt Ihr heute wieder neue Bekanntſchaften ins Kabinet führen müſſen?“

„Ich kann mich nicht beklagen. Es waren den Morgen nur fünf berühmte Leute da, von denen zwei ſich mit der indiſchen Geſchichte, zwei mit Auffindung der Urſprache des Menſchengeſchlechts und der fünfte mit Würmern und Käfern beſchäftigen; aber jetzt ſitzt gerade eine giftige Kreatur drinnen, ein Menſch, dem ich die Peſt an den Hals wünſche, eine niederträchtige abge-

feimte Memme, eine gelbhäutige, übelriechende, triefäugige, ölgetränkte alte Otter, ein überſtudirter Narr, der jetzt Reliquien ſammelt.“

„Reliquien?“ rief ich erſtaunt; „von welchen Heiligen?“

„Von den modernen,“ antwortete Corneille boshaft, „die alten ſind ja abgeſchafft. Aber da geht das Phantom herum und bettelt um eine alte abgelegte Hoſe; keine iſt ihm ſchlecht genug, wenn ſie nur Geniebeine bekleidet hat, kein durchlöcherter Strumpf, kein wandelbar werdender Rock, keine in ihre Beſtandtheile ſich auflöſende Weſte wird zu ſeiner Sammlung von ihm abgewieſen. Den Frauen jedoch ſchneidet er die Locken ab, weil er behauptet ein ſolches Andenken ſähe zugleich wie ein zärtliches Vermächtniß aus und werde doppelt theuer bezahlt.“

„Alſo fordert er Geld für ſeine Koſtbarkeiten?“ fragte ich den erzürnten Corneille.

„Das iſt's eben,“ ſchrie dieſer. „Er läßt ſich

Dokumente ausstellen über die Echtheit seiner Artikel, und verkauft diese nun an alle Welt. Sie glauben nicht, verehrter Herr, daß der Elende schon wahre Schiffsladungen von Genie-Hosen, von Philosophen-Röcken, von platonischen Westen, epikuräischen Schuhschnallen und aristotelischen Halbstrümpfen versendet. Und mit diesem Wucher tritt er dann andern ehrlichen Leuten in den Weg."

„Wie, Herr Corneille," sagte ich mit einem respektvollen Tone, indem ich zugleich ein inniges Mitgefühl durchblicken ließ, „wie, Herr Corneille, er tritt doch nicht Ihnen in den Weg?"

„Ja," entgegnete der Mann mit dem berühmten Namen, „ich will es offen gestehn. Ich besaß eine Dose, sie war unfehlbar und ganz unzweifelhaft aus dem Nachlaß des großen Corneille. Auf dieser merkwürdigen Dose befand sich ein eben so merkwürdiges Gemälde, von dem Niemand errathen konnte was es eigentlich vorstellte. Einige hielten das darauf abconterfeite

Geſchöpf für ein Zebra, Andre für den Philoſophen Ariſtoteles, kurz dieſe merkwürdige Doſe, die ihres Gleichen nicht hatte, wollte mir ein reicher Engländer abkaufen. Wir waren über die Hauptſumme ſchon einig und nur in einigen Pfunden in Differenz, da kömmt die Kröte dort im Kabinet, ſchleicht ſich zu meinem Inſulaner, macht ihm weiß, daß meine Doſe eine unechte ſei, daß der Gegenſtand darauf weder ein Zebra, noch der Philoſoph Ariſtoteles ſei, ſondern ein ſchlecht aufgeklebtes Bild aus der Kinderfibel, und nun verlangt mein Käufer Dokumente über die Echtheit der Doſe. Dieſe konnte ich nicht liefern, denn ich verſchmähte es mir ſpitzbübiſcher Weiſe welche zu verſchaffen, und der Handel ging aus einander.“

„Ich beklage Euch, Corneille; aber wer in aller Welt kauft denn ſolche Armſeligkeiten?“

„Es gibt Könige und Potentaten genug, die damit ihre Sammlungen zieren was hier ein Phi-

loſoph ablegt," entgegnete der Kammerdiener mit Stolz. „Glauben Sie mir, daß noch vor wenigen Wochen eine deutſche Prinzeſſin ſich hier zeigte, die einen Kopfputz trug, der aus den Hintertheilen des Beinkleids eines franzöſiſchen Philoſophen zuſammengeſetzt war. Und die Dame ſoll ſich deſſen gerühmt haben. O, mein Herr, alles was aus Paris kommt, iſt, wenn man hier es auch keines Blickes würdigt, doch immer noch gut genug, um in Petersburg, London oder Berlin als ein Wunder angeſtaunt zu werden. Sind denn etwa die Genie's beſſer wie ihre Beinkleider. Es ſind arme, geflickte Geiſter, deren Körper in Schulden und Peſtbeulen ſtecken. Ich möchte weder der Flicker ihrer Hoſen, noch der Arzt ihrer Körper, der Beichtvater ihrer Seelen ſein. Alles an ihnen iſt ein Lump. Sie ſind ein herumwandelnder Kehrichthaufen, ein lebendiges Scherbenmagazin. Glaubt mir, wenn man ſie ſo im Vorzimmer betrachtet, wie ich ſie ſeit fünfzehn Jah-

ren betrachte, da lernt man ſie kennen. Wie oft hab ich hier in der Geſchwindigkeit einen durchlöcherten Rockſchoß umſchlagen und eine Manſchette von Papier anſtecken ſehen. Wie oft mußte ein ſtarker Geiſt, um nicht im Kabinette umzufallen, eine ganze Fauſt voll Pillen hier im Vorzimmer verſchlucken. Andre ſchoben geheime Pflaſter zurecht und legten Baumwollkugeln in den Mund, um runde Wangen zu haben. Ich machte als bemerkte ich es nicht, und ſie thaten ſich durchaus keinen Zwang vor mir an. Kaum war die Thür geſchloſſen, ſo ſchimpften ſie ſich, und die, die im beſten Vernehmen und unter tauſend Freundſchaftverſicherungen aus dem Kabinet traten, grunzten und ſchnaubten einander an, und ſchoſſen wie zwei Krokodille die Treppe hinab. Wie manche Lobrede wurde hinter dem Vorhang jenes Fenſters einſtudirt, und dieſer ſchmale dürftige Spiegel könnte uns mehr beluſtigen als alle Mährchen der tauſend und einen Nacht, wenn er die

tauſend und eine Grimaſſe uns wiederhohlen wollte, die allein die ſtoiſchen Philoſophen ſchnitten, indem ſie ihr widerſtrebendes Geſicht in jene unbeweglichen Falten zwängten, mit denen ſie alsdann im Kabinet prangten. Die gröbſten Flüche wurden mir von Männern zugedonnert, die drinnen bukoliſche Thränen weinten und Gedichte über das Veilchen und die Nachtigall ablispelten. Die gemeinſten und unſauberſten Späßchen kamen von den Lippen, die drinnen über die Würde der Tugend und Moral die köſtlichſten Sentenzen aushauchten. Einige jedoch gingen mit der Miene der unergründlichſten Falſchheit ſelbſt durch dieſes Vorzimmer, betraten ſogar die Treppe als ein Räthſel, und erſt auf der unterſten Stufe, als ſie ſich ganz ſicher glaubten, hörte ich ſie ein ſataniſches Gelächter aufſchlagen, das mir durch alle Glieder kalt hindurchrieſelte. Dieſe Menſchen glauben an keinen Gott; das iſt alles was man über ſie ſagen kann. Darum ſind ſie ſo grenzenlos bos-

haft. Aber, mein Herr, wollen Sie nicht angemeldet ſein?“

„Ich danke Ihnen, Corneille; allein ich fürchte den Mann mit dem Reliquientrödel darin zu finden.“

„Fürchten Sie das nicht,“ entgegnete der Alte. „Er iſt durch eine Hinterthüre entſchlüpft, denn er weis, daß er nicht unangefochten durch dieſes Reich, in dem ich herrſche, zum Ausgang gelangt. Darf ich mir Ihren Namen ausbitten.“

Ich nannte den meinigen.

„Das iſt nicht genug,“ entgegnete Corneille verdrießlich. „Sagen Sie nur gleich dabei, worin Sie berühmt ſind.“

Dieſe Aufforderung ſetzte mich in Verlegenheit; ich war mir bewußt während eines langen Lebens nichts unternommen oder geſagt zu haben, das mir in Corneille's Meinung den Einlaß in das Heiligthum, das er bewachte, verſchaffen konnte. Er bemerkte meine Verlegenheit, und ſein Erſtau-

nen ging allmählig in Mitleiden über. „Mein Herr," ſagte er in einem milden Tone, „Sie ſchämen ſich wohl des Faches, in dem Sie berühmt ſind? Thun Sie das nicht. Erklären Sie ſich offen. Haben Sie etwa ein Werk über gewiſſe Inſekten geſchrieben, die in den ſchmutzigen Stadtvierteln von Paris dieſen Sommer ſo große Verheerungen anrichteten?"

„Nein, Herr Corneille, ich habe über dieſe Inſekten kein Wort niedergeſchrieben."

„Schade, es wäre von Nutzen geweſen. Nun ſo ſagen Sie doch worüber Sie geſchrieben haben. Etwa über den Zahn des Rhinozeros oder den Bart der Auſter?"

„Ueber keines von beiden," entgegnete ich.

„Nun denn?"

„Ich muß mich allerdings ſchämen, Herr Corneille, Ihnen zu geſtehn —"

„Ach, ich begreife," rief der Nachkomme des berühmten Corneille, indem er mich ſcharf an-

blickte, „Sie haben alſo wohl über die Religion geſchrieben, ohne Spöttereien einzumiſchen. Aber faſſen Sie Muth; ſolche Leute wie Sie ſind zwar nicht häufig hier im Vorzimmer, allein ich will Sie dennoch anmelden. Ja, ich will Sie anmelden.“ —

Es lag ein heroiſcher Entſchluß in dieſen Worten, deſſen ganze Würde ich gebührend anerkannte, allein es ſchien mir Pflicht zu ſein mit völliger Entſchleierung der Wahrheit dieſe tugendhaften Anſtrengungen zu hemmen. Ich trat daher meinem Original in den Weg und rief: „Herr Corneille, auf ein Wort: Ich habe weder über die Religion noch über die Inſekten geſchrieben, ich habe überhaupt gar nicht geſchrieben, und wenn Sie mich nicht als einen völlig unberühmten Mann bei Ihrer Gebieterin anmelden wollen, ſo laſſen Sie mich nur wieder fortgehn.“ Der Kammerdiener der Madame Geoffrin ſah mich mit erſtarrten Blicken an: „Gar nicht geſchrie-

ben!“ rief er, und nahm eine Priſe, um ſich nach einer ſo erſchütternden Nachricht zu faſſen; „nun gut,“ ſagte er mit der wahrhaften Reſignation eines Philoſophen, „ſo werde ich Sie als einen Mann anmelden, der gar nicht geſchrieben hat. Verziehen Sie einen Augenblick, ich werde ſogleich mit der Antwort wieder da ſein.“

Er ging und während er fort war durchblätterte ich einen ganzen Stoß Flugſchriften, die, geſchrieben und gedruckt, theils Lobſprüche auf Madame Junon, theils günſtige Kritiken von Schriften enthielten über Schriften und deren Autoren, die unter ihrem unmittelbaren Schutz ſtanden. Corneille ſtörte mich in dieſem intereſſanten Geſchäfte, indem er mich verſicherte, daß ſeine Gebieterin durchaus keine Gründe habe, die ſie verhinderten, mich ſogleich vor ſich zu laſſen. Ich trat alſo in das Kabinet, hatte jedoch die Beſchämung zu bemerken, daß die gelehrte Dame ſich meiner durchaus nicht erinnerte. Es fehlte

wenig, daß ſie nicht ein ähnliches Examen, wie ihr Diener es gethan, mit mir anſtellte. Madame Junon war eine über die Gebühr alte Dame, die in einem Lehnſtuhl am Feuer ſaß, und ihre erblindeten Augen mit einem weiten Schirm bedeckt hielt, auf dem Amor und die Grazien gemalt waren. Während der Unterhaltung, die ich mit ihr führte, verbrauchte ſie wenigſtens ein Viertelpfund Taback, welches ſeinen Weg durch eine dünne, plattgedrückte, faſt wie ein Entenſchnabel geformte Naſe fand, die bei dieſer menſchenfreundlichen Manipulation taktmäßig auf- und niederſchweppte. Offenbar wußte die ehrwürdige Prieſterin dieſes Tempels nicht, auf welchen Gegenſtand der Unterhaltung ſie mich eigentlich hinzuſtoßen habe; nachdem ſie daher einige verworrene Andeutungen über die Tagsbegebenheiten in der diplomatiſchen und in der militäriſchen Welt auf gut Glück hatte vom Stapel laufen laſſen, verfiel ſie auf einen Gegenſtand,

von dem ſie mit der größten Sicherheit annahm, daß ich etwas davon wiſſen müſſe. Sie ſchob demnach den Schirm mit Amor und den Grazien etwas in die Höhe, ſo daß er ihr ein keckes Anſehen gab, und indem ſie dabei mit einem genialen Wurf das linke Bein über das rechte Knie warf fragte ſie mit einem gewiſſen Blinzeln der Augen, das mir eine verunglückte Nachahmung früher erfolgreicher Koketterie ſchien: „Sind Sie ein Gluckiſt oder ein Picciniſt?“

„Madame,“ entgegnete ich, „ich darf mich nicht als einen Kenner der Muſik aufſtellen —“

„Was thut das?“ rief Junon, indem ſie mit einem leichten Stoß ihrem Schirme ein noch gewagteres Anſehn gab; „um zu urtheilen braucht man nicht eben Kenner einer Sache zu ſein. Was ſagen Sie dazu? So halten wir es wenigſtens hier in Paris.“ — Dieſe Keckheit ſchien der alten Dame ſelbſt ſo ſehr ergötzlich, daß ihre Leichtfertigkeit die höchſte Staffel erreichte und

ſie ein kleines gichtiſches Gelächter aufſchlug, das vollkommen den Klang hatte, als käme es hinter der Tapete hervor. „Nun alſo,“ fragte ſie dringender, „ſind Sie ein Gluckiſt oder ein Piccinist?“

„Gluck iſt mein Landsmann,“ erwiederte ich, indem ich halb ſchamhaft, halb ſpöttiſch zur Seite blickte.

„A la bonne heure, ſo ſind Sie Gluckiſt,“ rief die Dame und gab ihrem Lehnſtuhl einen gewaltigen Stoß, daß er drei Zoll mir näher rückte. „Auch ich bin eine Gluckiſtin. Es iſt mir unbeſchreiblich lieb Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Wiſſen Sie auch, daß der Bürger von Genf auf unſerer Seite iſt?“

„Der Bürger von Genf?“ —

„Jean Jacques. Sie haben natürlich ſeine Schriften geleſen?“ Ich bejahte es. „Die Julie,“ fuhr die Dame fort, „iſt ein allerliebſtes Geſchöpf; Rouſſeau hat dabei Einiges aus

meiner Jugendgeſchichte copirt; der Himmel weis wer ihm das erzählt haben muß. Hier, mein Herr, nehmen Sie dieſe kleine Zange und bringen Sie mir die Kaſtanien aus dem Feuer. Sie ſollen unſer Abendeſſen ausmachen.“

„Mit vielem Vergnügen,“ erwiederte ich, und ergriff eine Zange von Meſſing mit einem Griff von Ebenholz. „Das erinnert mich an eine Lafontainiſche Fabel,“ ſagte ich mit einem Tone des Scherzes.

„Ganz recht,“ entgegnete ſie:

Bertrand avec Raton, l'un singe, et l'autre chat —

„Ich habe die Marquiſe de Pigéon noch gekannt, der Lafontaine dieſe Fabel widmete. Sie war eine Frau gänzlich ohne Hintern, mit einem flachen Buſen und einer Menge Sommerflecken im Geſicht. Nie ſah ich eine häßlichere Perſon.“

Die Kaſtanien waren auf einem ſilbernen Teller geſammelt und auf ein kleines Tiſchchen geſetzt.

Madame Geoffrin und ich verzehrten dieſes Abendeſſen, wozu eine Flaſche Chateau de Malle die Hälfte ihres Inhalts lieferte. „Mein lieber Graf,“ ſagte die Dame ſehr munter, „wie finden ſie die Umſtände, die Julien bewegen in den Verluſt ihrer Jungfräulichkeit zu willigen?“

„Aeußerſt pſichologiſch und der Natur abgelauſcht —“ erwiederte ich.

„Nein,“ entgegnete die Dame heftig. „Julie hätte länger widerſtehen ſollen. Zu Zeiten der Regentſchaft hätte man ein ſolches Weib ausgepfiffen. Nicht weil ſie gegen die Geſetze der Tugend verſtieß, ſondern lediglich weil ſie gegen die Klugheit ſündigte.“ Sie hielt einen Augenblick inne, dann blickte ſie wieder mit dem ſchalkhaften Augenblinzeln mich an und rief: „Hab' ich Grundſätze oder keine? He! So denkt man wenigſtens in Paris.“

„Und man hat vollkommen recht,“ erwiederte ich, indem ich ſehr gravitätiſch eine dampfende

Kaſtanie in den Mund ſchob. „Leiden Sie auch an geſtörter Verdauung?“ fragte Madame Geoffrin. „Man ſagt, daß das Waſſer hier die Eigenſchaft habe, den Fremden auf mehrere Wochen den Magen von Grund aus zu verderben.“

„Ich kann mich über den meinigen nicht beklagen,“ entgegnete ich ernſthaft.

„So ſind Sie glücklich,“ rief die Dame, heftig auf ihre Doſe klopfend. „Ich kann ſeit fünf Jahren keine Soupé's mehr vertragen; und ich gab deren ſo ergötzliche. Was macht die Philoſophie in Deutſchland?“

„Seitdem Voltaire Berlin verlaſſen —“

„Ja ganz recht, ſeitdem ſind ſie ohne Philoſophie, ohne Poeſie, ohne Geiſt. So denkt man wenigſtens in Paris.“

„Und darin hat man vollkommen Recht.“

„Aber warum ließ man ihn denn gehn? Er iſt geldgierig; einige Dukaten mehr hätten ihn

bleiben machen. Aergerte ſich der König etwa, daß er ihm ſeine Verſe corregirte? Soll ich Ihnen nicht noch ein Glas Chateau de Malle einſchenken? oder trinken Sie lieber Madeira? Haben Sie Thomas Buch über die Weiber geleſen? Die Stelle hat daſelbſt meinen ganzen Beifall, wo die heilige Thereſe ausruft: „wie unglücklich ſind die Teufel, ſie lieben nicht!“ — Nie iſt über den Begriff der Hölle etwas Wahreres geſagt worden. Nun, Sie antworten mir nicht in Rückſicht Voltaires?“

Dieſe Erwiederung wurde mir erſpart, denn Corneille trat ein, nahte ſich ungenirt unſerem Tiſche und nahm die Weinflaſche weg, indem er etwas in den Bart murmelte, das einer Verwünſchung glich. „Er iſt über meine Diät geſetzt,“ ſagte die Dame, „und ich ſehe, daß ich ſeinen Unwillen durch ein Gläschen über das Maaß erregt habe.“

„Allerdings, Madame,“ entgegnete Corneille

mürriſch. „Der Glockenſchlag der Kirche zu St. Sulpice hat die neunte Stunde verkündet.“

„Schon?“ fragte die Gebieterin überraſcht und durch das verdrüßliche Geſicht ihres Dieners nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. „Alsdann Corneille wird es Zeit ſein —“

„Ja wohl wird es Zeit ſein.“ Er ſchob mit dieſen Worten den Lehnſtuhl und die Dame vom Kamin weg, und lenkte mit dieſer Equipage auf die Thür eines Seitenzimmers los. „Halt Corneille,“ rief ſie, „ich habe dem Herrn Grafen dort noch nicht mein Abſchiedliedchen geſungen.“ Der Stuhl ſtand ſtill und die gelähmte Prieſterin mühte ſich ein paar Verſe aus einer alten Oper mit einem verſagenden Falſett und mit Abſendung eines ſchalkhaften Kußhändchens zu ſingen. Nach einer tiefen Verbeugung von meiner Seite ſetzte ſich der Stuhl wieder in Bewegung und verſchwand hinter den Vorhängen des Alkoves. Ich verließ den Tempel, ſehr befriedigt den Augen der alten

Französin als ein unverbesserlicher insipider „Deutscher“ erschienen zu sein. Corneille würdigte mich nicht bis auf die Treppe mit Licht zu begleiten, denn ich hatte ja kein Buch geschrieben, selbst nicht einmal über die Insekten des schmutzigsten Stadttheils von Paris. —

Der Leſer wird vorbereitet auf gewiſſe Aufſchlüſſe, die er im nächſten Abſchnitt wirklich erhält.

Man muß nach der vorhergehenden Skizze die Encyklopädiſten nicht beurtheilen; es war ein achtungswerther Verein genialer Männer, die eigenthümliche Bahnen des Wiſſens und der Forſchung einſchlugen. Ich brauche nur die Namen Grimm, Diderot, Helvetius, d'Alembert, Raynal, La Condamine, La Harpe zu nennen, um den Tribut der Ehrfurcht für einen ſo ſeltenen Verein von Geiſt, Geſchmack und feiner Beobachtung zu fordern. Montesquiou und Fontenelle waren die Vorläufer auf dieſen Bahnen. Obgleich die Bemühungen dieſer zum Theil ſehr redlichen Forſcher nur auf die Zerſtörung deſſen ausgingen, was früher dem Staat und der Geſellſchaft zur Baſis gedient hatte, ſo kann man ihnen doch keine direkt bös-

willige Abſicht Schuld geben. Ihre Grundſätze ſind zu bekannt, als daß ſie hier noch einer Erwähnung bedürften, ich beabſichtige nur die Richtung zu bezeichnen, die einestheils in's Lächerliche, wie im vorigen Abſchnitt, anderntheils in's höchſt Tragiſche ausging, wie dieſes die Geſchichte der Verbrüderung der „Männer des Lichts" beweiſet.

Der Leſer erinnert ſich der Verbindung, die ich in Bamberg in den Räumen des „unheimlichen Hauſes" ſchloß. Dieſes Band hatte ich ſeitdem leider noch feſter geknüpft. Meine Neigung für alles Geheimnißvolle war nicht allein der Beweggrund geweſen, ich hatte im Handeln ſo wie in den Geſinnungen dieſer Männer ſo viel Achtungswerthes und Erfolg verſprechendes gefunden, daß ich mich nach und nach daran gewöhnt hatte ihre Zwecke auch für die meinigen zu halten. Von dieſer Ueberzeugung war ich indeß lange ſchon zurückgekommen. Man hatte mir höhere Grade zuertheilt, und wahrſcheinlich, weil die Geſell-

schaft hoffen konnte mich meiner öffentlichen angesehenen Stellung nach zu ihren weltlichen Absichten zu brauchen, war man beflissen gewesen mir so deutlich wie möglich zu zeigen, wo man eigentlich mit all der Geheimnißthuerei und den versteckten Reden hinsteuerte. Die Zusammenkünfte in Bamberg trugen einen rechtlichen Charakter an sich; ich hörte daß sehr viele Mitglieder dieses Bundes sich damit begnügten, diesen ersten Grad anzunehmen, es wäre für meine Ruhe äußerst dienlich gewesen, wenn auch ich mich mit dem, was ich erreicht hatte, begnügte. Die Verbindung der Männer „der Morgendämmerung", wie sie sich nannten, war schon revolutionären Ideen geweiht. Dieser zweite Grad hielt seine Versammlungen schon weit geheimnißvoller. Die Mitglieder machten sich durch schreckenerregende Schwüre verbindlich nichts von den geheimen Zwecken der Gesellschaft kund werden zu lassen. Ich besuchte sie in Dresden, wo ich viele Pa-

trioten fand, auf deren erhitzte Gemüther es mir gelang einen wohlthätigen und beschwichtigenden Einfluß zu üben. Die „Männer des Lichts" endlich beschäftigten sich in den dunkelsten Schlupfwinkeln, unter den unerkennbarsten Verlarvungen, mit dem Umsturz alles Bestehenden. Nie hab ich gräßlichere Vorsätze, nie entsetzenerregendere Drohungen, nie tollere Verwünschungen aussprechen hören, als in der Mitte dieser bis zum Wahnsinn wüthenden „Mißvergnügten." Mein Eid verpflichtet mich auch jetzt noch, nichts von dem Detail dieser empörenden Beschlüsse, die man dort faßte, zu veröffentlichen; die Zeit wird es thun; nur so viel bemerke ich, daß wenn dieser gährende Stoff nicht durch einen sehr glücklichen Zufall unschädlich abgeleitet wird, er das Gebäude der ganzen menschlichen Gesellschaft einer vernichtenden Katastrophe entgegenführen muß. Diese im Dunkel schleichenden Richter waren von allen Mißbräuchen, von allen Schwächen unserer

ſo ſehr raffinirten und gebrechlichen Civiliſation unterrichtet. Ihren Blicken entging nichts, und ihre Racheplane waren nicht das Werk einer momentanen Stimmung, ſie waren ſeit einem Vierteljahrhundert ſiſtemmäßig geleitet, und bis zu dieſer Höhe der Criſis geführt worden.

Ich kann dich verſichern, mein Leſer, was ich dir am Anfange meiner Geſchichte von den Beſorgniſſen geſagt habe, die mich quälen, von den düſtern Ahnungen in Betreff der Zukunft, daß alle dieſe ſchwarzen Vorſtellungen aus dem Schoße jener entſetzlichen Verbrüderungen ſtiegen. Es iſt ein marterndes Gefühl, glaube mir, wenn man ſich auf der Bühne eines Jahrhunderts ſtehen fühlt, deſſen Boden wankt, deſſen Stützen brechen, und dem ein jäher Einſturz droht. Dieſes Gefühl habe ich nie los werden können; ſelbſt unter den glänzendſten Feſten, unter der heiterſten Umgebung nicht. Oft fragte ich mich ernſtlich: bin ich es denn allein, der wie im Fiebertraume Geſpenſter

ſieht, der mitten durch eine im Genuß ſchwelgende Welt düſtre Schatten künftiger Rache und Vergeltung ſchreiten ſieht; allein ich wurde gewahr, daß auch Andre ſo dachten und fühlten. Ich ſprach manchen Staatsmann, den die Erfolge, ſo glänzend ſie waren, nicht für die Zukunft beruhigten; ich lernte Philoſophen kennen, die der Schimmer nicht blendete, der augenblicklich den Zuſtand der Geſellſchaft in eine trügeriſche Hülle barg, die über die frivolen Spöttereien hinweg in eine wildbewegte kommende Zeit blickten und ſich nicht ihre Schrecken weg lächelten. Im Ganzen war jedoch Paris der Heerd des gedankenloſeſten Leichtſinns. Die Regierung eines jungen Königs, der mit den ſanfteſten und gerechteſten Geſinnungen den Thron beſtieg, erweckte blühende Hoffnungen; die alten Schäden der Staatsform wurden durch die Künſte der Miniſter verdeckt. Man träumte von nichts, als von Frieden und Glück. Aerzte, Wunderthäter und Philoſophen um die Wette

prophezeihten eine ewige Gesundheit, ein ewiges Glück. Aber wie gesagt, alles dieses war ein wankender Boden. Möchte der Himmel diese Verkündigungen zu nichte machen; ich will alsdann gerne als ein Lügenprophet dastehn.

Mehrere Aufforderungen, die mir zugestellt waren, die Versammlungen der Männer des Lichts in Paris zu besuchen, hatte ich abgelehnt. Eines Nachmittags erhalte ich den Besuch eines Unbekannten, der mich um eine geheime Unterredung bittet. Ich führe ihn in mein Kabinet, er setzt sich und nachdem er mich mit einem finstern durchbohrenden Blick lange Zeit fixirt hat beginnt folgendes Gespräch:

„Mein Herr, Sie besuchen nicht mehr die Loge —?"

„— Mein Herr, haben Sie Rechte mich hierüber zu befragen?"

Er machte statt der Antwort ein gewisses Zeichen und blickte mich dann wieder mit dunkeln

drohenden Augen an. „Nun denn," entgegnete ich fest. „Die ehrwürdigen Meister werden von Straßburg aus, wo ich zuletzt die Ehre hatte im Schatten der Palme zu — zu ruhen, meine in schuldiger Form ausgestellte Bittschrift erhalten haben."

„Sie haben sie erhalten, Herr Graf, allein sie sind mit den Gründen, die Sie zur Bitte bewegen, nicht einverstanden."

„Und weshalb nicht?" fragte ich verwundert. „Man wird mir doch keinen Zwang auflegen?"

Der Abgesandte lächelte boshaft und schwieg.

„Was haben Sie mir zu sagen?" fragte ich mit Strenge.

„Die Gesetze der Verbindung," erwiederte er, „gestatten keinen Austritt. Wir laden Sie also nach wie vor ein die Loge zu besuchen. Hier ist die Adresse. Sie wissen, welche Strafe auf dem Verrath steht."

„Mein Herr," rief ich entrüſtet, „Sie werden beleidigend. Berückſichtigen Sie, ich bitte, mein Alter und meine Stellung."

Bei dieſen Worten erhob ſich mein Gegner; ließ ſich vor mir auf ein Knie nieder, küßte mir die Hand in tiefſter Devotion und ſagte dabei. „Nicht Ihre Stellung, ehrwürdiger Bruder, denn wenn Sie der König wären, ich achtete Sie deshalb keines Blickes werth, aber Ihr Alter und Ihre Verdienſte, von denen keines im Buche des Lebens aufzuzeichnen vergeſſen iſt, werfen mich vor Ihnen im Staub nieder. Ich erſuche Sie um die Gnade mir eine günſtige Antwort zu ertheilen."

„Stehen Sie auf, mein Herr," entgegnete ich, indem ich ihm winkte ſeinen Stuhl wieder einzunehmen. „Hören Sie mich an. Wenn ich von dem Kreiſe der Erwählten fern bleibe, ſo geſchieht es nicht weil ich ihre Geſellſchaft verſchmähe, oder wohl gar darauf ſinne ſie zu ver-

rathen; einzig und allein iſt mein Alter daran Schuld, das mich hindert Pläne für die Zukunft zu entwerfen, oder mit im Rathe zu ſitzen wo ſolche Pläne entworfen werden. Ich habe ein langes Leben hinter mir; ich habe es nach beſten Kräften für das Wohl meiner Nebenmenſchen anzuwenden geſtrebt, jetzt will ich Ruhe; ich bedarf ihrer um mich vorzubereiten, vor jenem Richter zu erſcheinen, der uns Alle berufen hat, Rechenſchaft von unſerm Thun vor ihm abzulegen. Ihre Brüder, mein Herr, werden dieſen Gründen ihren Beifall unmöglich verſagen. Das Werk an dem ſie arbeiten, und an dem auch ich gearbeitet zu haben mir zur Ehre anrechne, bedarf jugendlicher Kräfte. Der Zweifel und das Zögern, in meinem Alter ein unumgängliches Attribut der Jahre, paßt nicht zu ihren Zwecken. Ich wünſche ihnen Glück, aber dieſes Glück ſelbſt herbeiführen zu helfen, würde mir jetzt nicht mehr gelingen. Ich werde ihnen immer zugethan blei-

ben; allein machen Sie keine Anſprüche an einen kranken Greis.“

„So wollen Sie alſo auch keinen der Wünſche der Geſellſchaft in Betreff der Angelegenheiten nach Außen hin berückſichtigen?“

„Ich bin nicht mehr Geſandter, mein Herr, ich bin nicht mehr General, meine Wunden und meine Orden ſind vergeſſen, und die Mahnung daran bei irgend einem Fürſten könnte, fürchte ich, nur unangenehmen Eindruck machen. Die Verhältniſſe haben ſich geändert; ich bin mit vielen meiner Zeitgenoſſen von der Bühne abgetreten; man wird ſich meiner ebenſo wenig erinnern als jener. Ich habe nie bei einem Fürſten eine Bittſchrift eingereicht, man hat mich nur dann in den Vorzimmern der Großen geſehen, wenn ich es durchaus nicht vermeiden konnte; was können Ihnen alſo die Verwendungen eines Mannes nützen, der immer einestheils zu ſtolz, anderntheils zu unbeholfen geweſen iſt, um ſich einfluß-

reiche und auf die Dauer geltende Verbindungen zu knüpfen? Und hier in Paris beſchränkt ſich mein Umgang nur auf ein paar gelehrte Frauen, einige Männer der Wiſſenſchaft und auf zwei bis drei Freunde, die mir aus alten Tagen geblieben.“

„O, verehrter Herr!“ rief mein Gaſt mit einer Miene der äußerſten Verwunderung, „wollen Sie, daß wir das wörtlich ſo glauben ſollen? Uns iſt bekannt, daß Sie eine Correſpondenz mit einem Manne führen, der da würdig wäre, der Meiſter unſrer Meiſter zu ſein.“

„Eine Correſpondenz?“ fragte ich, „und mit wem?“

„Kennen Sie dieſe Hand?“ Er hielt mir ein Blatt vor und ich erkannte die darauf befindlichen Schriftzüge ſogleich für die meines geheimnißvollen Correſpondenten, von dem ich ſeit vielen Jahren nichts mehr gehört hatte. Mit dem Ausdruck lebhafter Neugier erfaßte ich das Papier und rief eilig: „Wie kommt dieſe Schrift in Ihre

Hände, mein Herr? Wiſſen Sie etwa, wo der Mann wohnt, der dieſes geſchrieben?“

„Sein Aufenthaltsort iſt uns unbekannt,“ entgegnete der Abgeſandte der „Männer des Lichts“ mit einem wehmüthigen Lächeln. „Wir wünſchen das von Ihnen zu erfahren.“

„Von mir? Und ich trachte ſchon ſeit langer Zeit ſelbſt dieſes Geheimniß zu erkunden.“

„Sie ſcherzen.“ —

„Wahrhaftig nein. Der Gegenſtand iſt nicht danach.“

„Nun denn,“ rief der Mann im Tone der äußerſten Beſtürzung, indem ſein Antlitz bleich wurde und ſeine Hand zitterte, „nun denn, ſo müſſen wir fürchten, daß dieſer Edle, dieſer unſterbliche große Mann nicht mehr unter den Lebenden wandelt.“

„Was ſagen Sie?“

„Er iſt zur höhern Vollziehung der Pflichten berufen, die wir hier in Dunkelheit und Elend

zu erfüllen uns beſtreben. Er iſt den Tirannen dieſer Erde entrückt, er erndtet wo wir noch ſäen!" Ein Strom von Thränen unterbrach hier den enthuſiaſtiſchen Redner.

„So ſprechen Sie doch!" rief ich ungeduldig. „Sie ſehen wie mich Ihre dunkeln Andeutungen aufregen. Kannten Sie jenen Mann? Kannte ihn die Loge?"

„Sie kannte ihn nicht," rief der Gefragte nach einer Pauſe. „Niemand von uns hat ihn perſönlich erſchaut. Er hat wie ein ferner Gott in unſrer Verſammlung gewirkt durch Briefe, durch Ermahnungen, durch kühne und geiſtſprühende Expektorationen. Aber wiſſentlich haben wir ihn nicht geſehn."

„Seltſam, und die Loge weis, daß ich mit dieſem Unbekannten in Verbindung ſtehe?"

„Das weis ſie. Er hat eine Art Vermächtniß in unſre Hände niedergelegt, das wir verpflichtet ſind Ihnen einzuhändigen, wenn ein ſo

trauriger Fall eintreten ſollte, wie es jetzt leider den Anſchein hat.“

„Ein Vermächtniß, und worin beſteht dieſes?“

„In einem Päckchen Papiere. Es iſt wohl verſiegelt, und unſer ſtrengſtes Siegel darauf gedrückt.“

„Mein Himmel!“ rief ich, „dieſes Vermächtniß wird mir vielleicht über ein entſetzliches, über ein grauſames Räthſel meines Lebens Aufſchluß geben.“

„Es kann ſein, mein Herr.“

Die heftigſte Aufregung hatte mir die Sprache genommen. Eine Ohnmacht drohte meine Sinne zu umnebeln, ich hielt mich zitternd an der Stuhllehne. Mein Gaſt ſprang auf und wollte mir Beiſtand leiſten, ich wies ihn mit einem ſtummen Wink zurück. „Die Papiere, mein Herr,“ ſtammelte ich, „die Papiere! Ich wünſchte ſie zu haben ſo bald als möglich.“

„Wir werden nicht zögern ſie Ihnen einzu-

liefern, denn die fünf Jahre, die als Termin festgestellt waren, sind jetzt verflossen. Der Unbekannte hat nichts von sich hören lassen.“

„Von welchem Ort gelangten die letzten Nachrichten über jenen Räthselhaften zu Ihnen?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Graf; überhaupt glaube ich nicht, daß irgend Einer von uns das Geringste über die Verhältnisse und den Aufenthaltsort unseres erhabenen Bruders weis.“

„Aber wenn Sie mit ihm in fortgesetzter Verbindung standen?“ fragte ich verwundert.

„Auch dann,“ entgegnete der Abgesandte der „Männer des Lichts“ mit einem Tone scheuer Ehrfurcht. „Wir haben es mit den Gesinnungen, selten mit der Person zu thun. Reift unser heiliges Werk so werden uns die Hände nicht fehlen, nachdem wir früher schon die Köpfe auf unsre Seite gebracht. Wahrlich, wir gehen einer großen Zeit entgegen. Ich sehe im Geiste die

Throne wanken und die Fürſten ſchattenähnlich verſchwinden. Die Sonne des neuen Tages ſteigt, und wir ſtehen auf der Höhe der Zeit, um ſie zu bewillkommnen.“

Dieſe begeiſterten Worte verklangen an meinem Ohr; ich vernahm nichts von dem Verfolg der Rede des „Eingeweihten.“ Als ich aus dem Zuſtand von Bewußtloſigkeit, in den mich der Andrang der verſchiedenartigſten Gefühle und Gedanken verſetzt hatte, erwachte, ſah ich mich allein. Den andern Morgen wurden mir folgende Papiere eingehändigt.

Papiere des Unbekannten.

Ich öffnete mit zitternder Hand die Umhüllung. Ein kleines Päckchen besonders versiegelt war von einer mir völlig unbekannten Hand überschrieben. Ich brach das Siegel und erkannte — Maria's Schriftzüge. Meine Thränen begrüßten diese theuren Zeichen.

Es fanden sich eine große Anzahl Briefe, ein Tagebuch und noch einige andere Aufsätze, sämmtlich von ihrer Hand. Die Briefe enthielten die Ergießungen einer reinen unaussprechlich innigen Zärtlichkeit. Ich theile hier nur drei davon mit, die als Heiligthümer meines innersten Lebens gelten mögen.

Erster Brief Maria's.

Wo wirst Du sein, Geliebter, wenn Du diese Zeilen lieseſt, wo werde ich sein? — Vielleicht

trifft Dein Auge nie auf dieſe Geſtändniſſe des Kummers und der Schwäche, vielleicht erreichen wir beide unſer Geſchick, ohne daß Einer von dem Andern etwas erfährt. Dieſes wäre eine harte Prüfung des Himmels, allein gewiß keine unverdiente. Laß mich in kurzen Worten Kunde von meinem Geſchick Dir geben. Verurtheile mich nicht zu früh, zürne mir nicht mit weltlichem übereilten Zorne, wenn ich Dir geſtehe, daß ich freiwillig von Dir entfernt lebe. Höre mich, Du weißt, daß ich wahr und aufrichtig bin.

Am Abend unſrer Trennung hatte der Himmel alle irdiſchen Kronen des Glückes und der Freude auf mein Haupt gehäuft; mein Herz und mein Geſchick war in Deine Hand niedergelegt, in die Hand der treueſten Liebe, der ehrenfeſteſten Geſinnung. Was wäre zu wünſchen mir übrig geblieben? Und dennoch bekenne ich Dir, ſo wie es jetzt gekommen iſt's beſſer um Dich und um mich.

Der Mann, der mich von Dir trennte, iſt Dein Freund; er handelte eigenwillig, richte ihn nachdem Du ihn gehört. Ich habe ihm verziehen, noch mehr ich billige die Gründe ſeiner That, ich nahm ſie zur Richtſchnur meines eigenen Handelns. Glaube nicht, daß Polyxena Theil an meinen Entſchlüſſen hat. Ich habe ſie ſeit unſerer Trennung nicht wiedergeſehen und ihr auch nicht geſchrieben. Sie liebt Dich allein, ihre Seele iſt zu edel, als daß ſie zu einem ſo niedrigen Mittel hätte greifen ſollen, als meine gewaltſame Entfernung geweſen wäre. Höre ſelbſt und urtheile.

Vielleicht haſt Du, wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, ſchon längſt mit jenem Manne abgeſchloſſen, der der tugendhafteſte und edelſte ſeines Geſchlechts iſt, und den der Himmel als Freund Dir zur Seite geſtellt hat. Ich übernehme es nicht ihn zu entſchuldigen; Thaten, wie die ſeinige ſind für den Maßſtab, nach dem wir die Handlungen

der Menſchen beurtheilen, zu groß, für das Urtheil der Menge zu ungewöhnlich und für das Urtheil einer Frau zu männlich. Ich hätte nie ſo handeln können; ich hätte nie gewagt das Geſchick meines Freundes für mein Eigenthum zu erklären, um damit zu ſchalten, wie es mir gefällt. Es liegt hierin ein Stolz, eine anmaßliche Kühnheit, deren in dieſem ungeheuren Grade nur eine männliche Seele fähig iſt. Man muß dieſe That verdammen oder anbeten, ein Drittes gibt's nicht. Welch eine dämoniſche Kraft liegt in dieſem Menſchen!

Wenige Tage vorher, ehe wir unſre Reiſe auf Dein väterliches Schloß antraten, ließ ſich ein Mann bei mir melden, der vorgab mir wichtige Dinge vertrauen zu müſſen. Du kennſt mich wie ich ſchüchtern bin, ich willigte nicht in dieſe geheimnißvolle Zuſammenkunft, den nächſten Tag auf einem Spaziergange ſtreifte ein Unbekannter mir nahe vorüber, und ehe ich noch recht wußte

was geſchah, hatte ich ein Päckchen Papiere in der Hand. Es wäre thöricht geweſen, ſie uneröffnet liegen zu laſſen, aber auch vielleicht gefährlich mit ihrem Inhalt mich bekannt zu machen. Nach langem Zaudern entſchloß ich mich ſie meinem Oheim zu übergeben. Er durchlas ſie kopfſchüttelnd und wußte nicht was er aus ihnen machen ſollte. „Es wird hierin von einer Perſon geſprochen," ſagte er mir, indem er mir die Blätter wiedergab, „die ich aus den Nebeln heraus, welche ſie umhüllen, nicht erkenne. Offenbar iſt der zudringliche und geheimnißvolle Beſorger dieſer Mittheilungen bei Dir an die unrechte Empfängerin gerathen. Allein, was hier ſteht, kannſt Du, mein liebes Kind, gänzlich ohne Gefahr leſen."

Jetzt nahm ich die Briefe und durchflog ſie mit der größten Neugier. Mir ahnete, daß etwas über Polyxena darin ſtände, aber wie erſtaunte ich, als ich mich ſelbſt fand. Die Räthſel, die

mein guter Onkel gefunden, waren für mich nicht da. Die Perſon, von der geſprochen wurde, warſt Du — ich erkannte Dich in jedem Zuge, und der, der dieſes ſchrieb, nannte ſich Deinen Freund. Die acht oder neun Briefe, die das Päckchen enthielt, waren mit dem leidenſchaftlichſten Feuer geſchrieben. Nie hatte ich geahnet, daß außer mir, die ich Dich mit den Augen der zärtlichſten Liebe ſah, noch ein Anderer Dich ſo reizend, ſo achtungswerth, ſo groß erblicken könnte, als es hier geſchah. Die ehrgeizigen Pläne Deines Vaters, Deine eigenen kühnen Hoffnungen, die Anſprüche auf eine glänzende Laufbahn, die Du mit Recht machen konnteſt, wurden mir auf die beredteſte Weiſe offen dargelegt, und jeder Brief ſchloß mit der leidenſchaftlichen Frage: „Und was werden Sie thun, um dieſe Hoffnungen zu fördern, dieſe Entſchlüſſe zu bekräftigen, dieſe ehrenvolle und glänzende Zukunft ſicher zu ſtellen? Sie, die ihm am näch-

ſten ſteht, Sie, deren Wink er folgt, Sie, die über ſein Geſchick gebietet?“ —

Das Mahnende, das in dieſen Worten lag, regte mich auf, und indem der ſtolze Gedanke eine ganze Welt neuer Gefühle in mir erſchloß, ward auf der andern Seite meine Beſorgniß geweckt. Das Verantwortliche meiner Stellung fiel mir jetzt zuerſt auf. Die Liebe hatte nicht gegrübelt, ſie hatte nicht geurtheilt, ſie hatte in ihrer ganzen Fülle ſich hingegeben. Es hatte ihr von keiner andern Hoffnung geträumt, als der des Glückes, keine andere Bürgſchaft für die Zukunft war ihr nöthig erſchienen als die, die in der unwandelbaren Treue liegt. Ich zitterte, als ich dieſe Briefe wieder und immer wieder las. Der Unbekannte hatte mich um eine Antwort erſucht, ich war nicht im Stande ihm eine zu geben. Darüber rückte unſre Abreiſe heran.

Auf dem Schloſſe Deines Vaters angelangt traf ich nun perſönlich mit dieſem Dionys zuſam-

men. Mit Einwilligung meines Oheims beſprach ich mich mit ihm; man wußte nicht anders, als daß der Austauſch unſrer Nachrichten auf ſehr unweſentlichen Dingen beruhte; in Wahrheit hab' ich ihn auch nur einmal geſehen, und die Eröffnungen, die er mir damals machte, haben nur einen verworrenen Eindruck auf mich hervorgebracht, indem ſie mich ängſtigten ſtatt mich zu irgend einem Entſchluß zu fördern. Die Geberden und Worte Dionyſens drückten die wildeſte Aufregung aus. Er entfernte ſich und ſeine letzten Worte waren eine Drohung.

Er führte ſie aus. Sein Plan mich zu entführen war ſchon lange angelegt. Mehrere Umſtände vereinigten ſich, daß er ſicher gelang. Ich ſage Dir nichts von meiner damaligen Stimmung; Dein Herz wird dieſelben Grade unerträglicher Marter durchgemacht haben, wie ſie dem meinigen auferlegt wurden. Erſt in einem Kloſter an der Grenze von Pfalz-Baiern lernte ich meinen Ent-

führer kennen. Eine düstre Ahnung hatte mir schon zugeflüstert, daß es Niemand anders sein könne, als jener Dionys. Er war es auch.

Er duldete meine Vorwürfe; er litt selbst unsäglich bei meinem Schmerze, und die ersten Wochen, ja Monate, vermied er es sorgfältig mir seinen verhaßten Anblick zu zeigen. Erst als ich alle Mittel erschöpft hatte meine Gefangenschaft zu brechen, als mein Schmerz Einiges von seiner wilden Herbheit verlor, nahte er sich mir und trug mir in dem ehrerbietigsten Tone, mit allen Zeichen des innigsten Gefühls, der lautersten Gesinnung die Gründe vor, die ihn bewogen hatten diesen grausamen und anmaßlichen Gewaltstreich auszuführen.

Diese Gründe, urtheile selbst über ihre Stärke, denn sie waren im Stande die empörte Sprache meines Herzens zum Schweigen zu bringen. Dionys nahm mir das Versprechen ihm und seinen Plänen drei Jahre zu schenken. Nach Verlauf

derſelben gab er mir ſein heiliges Wort ſelbſt mich in Deine Arme zurückzuführen. Unterdeſſen nahm die Aebtin des Kloſters, die eine Verwandte Dionyſens iſt, mich in ihren Schutz und gewährte mir die zärtlichſte Vorſorge, die Liebe einer Mutter. — —

Zweiter Brief Maria's.

Im Kloſter zum leidenden Herzen Jeſu.

Wie ſeltſam ſind die Geſchicke dieſes Mannes! Welch eine Kraft ruht in ſeiner Seele und wie finſter ſind ſeine Träume. Nie hielt ich es für möglich, daß ein Gedanke, ein einziger rieſiger Gedanke ſo ganz die Exiſtenz eines Menſchen bilden könne. Wärſt Du nicht, Geliebter, auch ſein Weſen wäre erloſchen. Er lebt nur in Dir. Seine Liebe hat etwas von dem Trotz und dem grenzenloſen Eigenwillen eines Gottes; er will, daß Dein Glück, Dein Ruhm — ſeine Schöpfung ſeien, und das Gute, Segensreiche, das Du voll-

bringſt, ſoll als ſeine That ihm zu gute kommen und ihn für ein jammervoll zerſtörtes Leben ſchadlos halten. Ja, das Leben dieſes wundervollen Menſchen iſt ein jammervoll zerſtörtes, im Keim ſchon zerſtörtes. Er muß das Opfer eines entſetzlichen Verraths geweſen ſein, ſonſt könnte dieſe Bitterkeit nie in ſeine Seele gekommen ſein. Wer mag ihn verwundet haben? Warum ſucht er nicht offen an Deiner Freundesbruſt den Frieden, den man ihm geraubt? Warum hält er ſich im Dunkeln vor Dir und begnügt ſich auf jedem Deiner Schritte Dir unbemerkt zu folgen? Hier liegt noch ein Geheimniß, das ich zu ergründen nicht im Stande bin.

Ich weis, daß Du ihn für todt hältſt — aber warum zerſtört er dieſe Täuſchung nicht. In ſeiner Stelle würde ich meines mächtigen Freundes Hülfe in Anſpruch nehmen, um mich an dem zu rächen, der mich beleidigte, der mir mein Leben vergiftete. Denn nie ſah ich Dionys

froh, nie lächeln. „Ich habe es verlernt,“ antwortete er mir einmal. „In einer fürchterlichen Nacht, in einem Moment, wo alle Schrecken des Todes auf mich drangen, verlernte ich jene Miene des Glückes und des Frohsinnes.“

Wehe dem, der diese Seele so tief in Nacht hüllte!

Ich könnte nie diesen finstern Dionys lieben, aber ich bewundre ihn, es fehlt wenig, daß ich ihn anbete. Seine Seele ist voll Größe, eine Größe, an die ich kaum mit dem Gedanken hinanreiche. Seine Begeisterung für das Edle ist eben so mächtig als erhaben; seine Ideen über die Verbesserung des menschlichen Zustandes, über Abschaffung schändlicher Mißbräuche sind die Frucht langen und peinlichen Studiums. Das große Resultat seiner Forschungen will er nicht für sich — er drückt sie als eine glänzende Krone Dir aufs Haupt. Er führt die Entäußerung seines Selbst so weit, daß er dem Freunde selbst seine

Seele, ſeine Gedanken, ſeinen Ruhm willig hingibt, und ſich ſelbſt dabei in Nacht verbirgt. Die Früchte ſeiner Mühen ſollſt Du ärndten; er iſt todt, nur Du lebſt, nur in Dir lebt er, Dir ein doppeltes Leben zu ſchenken, ſtirbt er! Wo ſahſt Du jemals, o mein Theurer, unter den bewunderten Beiſpielen, die die Geſchichte von Freunden aufzählt, einen ſolchen Bund! — Was wäre ich, wenn ich nicht trachtete mein armes Herz zu beſiegen, um neben einem ſolchen Herzen würdig zu ſchlagen?

Und dennoch — wie ſchwer laſtet die übernommene Pflicht auf mir! — In der Einſamkeit meiner Kloſterzelle will ich es meinem Gott und Dir vertrauen wie groß meine Schwäche iſt, wie bitter mein Schmerz. Wenn eine Krankheit mich von der Erde nähme; wenn ich ſtürbe vor Ablauf der zwei Jahre, die noch zwiſchen uns trennend liegen? O Himmel — —

Oft bin ich eiferſüchtig auf Dionys. Was

hat die Liebe Großes, wenn die Freundſchaft ſo allmächtig ſein darf? Dieſer Dionys hat nie ein Weib geliebt; ich bin davon völlig überzeugt: denn neben einem ſolchen Gedanken, wie er ihn zum Inhalt ſeines Lebens gemacht, hat keine Liebe Platz. Das vollkommenſte Weib iſt da nur ein Schatten, ein Spielwerk, die Puppe eines müßigen Moments.

Kann ich zürnen, wenn er einen Theil ſeiner großen Opfer auch mir aufbürdet? Hätte unſre Verbindung damals nicht Deine glückliche Zukunft im Keime zerſtört? Muß nicht einem Manne, der wie Du ſich einer Reihe würdiger Ahnen angeſchloſſen ſieht, der hoch geſtellt iſt, der in eine bewegte Zeit tritt und überall Bahnen ruhmvoller Thätigkeit ſich geöffnet ſieht, mehr an den Erfolgen ehrenvoller und glänzender Wirkſamkeit gelegen ſein, als an dem Glück ſtiller Liebe und einſamer Weltentfremdung? Dein Herz hatte ſchon gewählt, nie hätte ſelbſt meine Entſagung Deine

Entschlüsse geändert. Kannst Du es tadeln, daß ein Dritter diese heilsame Trennung vollbrachte?

Der Erfolg wird diese kühne That rechtfertigen; bis dahin ruht sie als ein düsteres Schicksal auf der Seele ihres Thäters.

Dionys verschafft mir unausgesetzt die genauesten Nachrichten von Dir. Ich weiß auf das Bestimmteste wo meine Träume Dich suchen sollen. O Du mein Licht, mein Leben. Wie selig wird unsre baldige Vereinigung sein. Ich bin dann stolz auf Deinen Besitz, denn ich habe ihn durch ein freiwilliges Opfer erkauft. Mich bindet hier nichts als mein eigenes Wort. Ich nehme es zurück und ich bin frei. Aber wie dürfte ich dann jemals vor Dionys erscheinen?

Es ist unsäglich, welch eine Gewalt er über mich ausübt. So müssen Menschen aufeinander einwirken. Der gewaltige Wille schafft die Einigung der widerstrebendsten Massen.

Welch eine Ruhe, welch ein süßer Gottes-

friede umgibt mich hier. Soll ich aus dieſer Welt ſcheiden, ich thäte es mit Ergebung und mit Dankbarkeit. Hab ich nicht alles in Fülle genoſſen, was dieſes Leben Schönes hat? Gelang es mir nicht im Beſitz der reinſten Liebe zu ſchwelgen? Thue ich Recht, wenn ich mehr verlange? Kann denn nicht die Enttäuſchung den Blumen den Duft rauben, die jetzt noch meine Schläfe als bräutlicher Kranz zieren? — —

Dritter Brief Maria's.

Meine Friſt iſt um, die Zeit rückt heran, wo ich die Welt und meine Freunde wiederſehn ſoll. Mein alter treuer Oheim, welch eine Schuld hab ich Dir abzubitten für fünf Jahre, die ich Dir entzog. Polyxena! auch Dich werde ich nun bald in meinen Armen halten, meine ſchöne Freundin. Ich bin überzeugt Du gibſt mir recht; denn Deine entſchiedene Mißbilligung hatte dieſe frühe Heirath. Drei Jahre war die Abmachung, zwei

hab ich noch freiwillig hinzugelegt; allein jetzt auch keine Minute gezögert. Ich ſuche Dich auf, Geliebter, ich kehre an Dein Herz zurück, an dieſes Herz, das mir unwandelbar treu geblieben iſt. Sind denn auch fünf Jahre Trennung wirklich eine Prüfung für zwei Seelen, die ſich lieben, wie wir uns lieben? — Nein, dieſe Spanne Zeit hat unſeren Flammen nichts von ihrer Beſtändigkeit und Glut geraubt.

Dieſes Herzklopfen tödtet mich. Die Einſamkeit hat mein Uebel genährt — ich fürchte den Tod nicht — in Deinen Armen möchte ich ſterben.

Beunruhige Dich nicht. Wir werden zuſammen lächelnd dieſe Zeilen leſen. Ich ſterbe nicht. Wie oft haſt Du mir dieſen Gedanken an einen frühen Tod mit aller Kraft liebender Beredſamkeit aus der Seele geredet. Meine Mutter ſtarb in dieſen Jahren an einem Uebel, das in unſrer Familie erblich zu ſein ſcheint; ich glaube die Simptome dieſer Krankheit auch an mir zu ſpüren. —

Nur Muth —

Der Frühling erwacht beſonders ſchön in dieſem Jahre. Eine glückliche Vorbedeutung! —

Im Kloſter wird man mich vermiſſen. Die Schweſtern hatten mich liebgewonnen. Dieſe Mauern waren ſeit fünf Jahren meine Welt. Jetzt ſoll ich neu in's Leben treten. Welch einen Eindruck wird es auf mich machen alle jene Geſtalten um mich zu ſehn, die mich vielleicht längſt als eine Todte beweint haben. — Und war ich nicht auch todt? Sind nicht alle Bande gelöſt, die mich an's Leben knüpften? Ich ſollte eine kurze Seligkeit genießen und dann ſcheiden. Ich danke dir, mein Gott, für den ſchönen Traum meiner Jugend! —

Der Arzt gibt Hoffnung. Veränderung der Luft, meint er, werde mir unfehlbar die Geſundheit wiedergeben. Ich meine es werde Deine Gegenwart dieſes Wunder bewirken. Dionys langt in dieſen Tagen an, und mit ihm beginne ich die Reiſe.

Einige Wochen ſpäter.

So nahe Dir, mein Freund, und doch nicht bei Dir! — Ach ich fühle es, unſer Wiederſehn iſt nicht mehr auf dieſer Erde. Die Reiſe hat mich dergeſtalt angegriffen, daß ich mich dem Tode nah fühle. Selbſt dieſer Brief an Dich iſt mir unterſagt, aber ich ſchreibe und ſollte ich dadurch meinen letzten Augenblick herbeirufen.

Dank ſei es der Vorſorge Dionyſens, ich bin auf das Zärtlichſte gehütet und gepflegt. Er ſelbſt wacht an meinem Lager, und ich ſehe ſeine Seele dem herbeſten, tiefſten Leiden hingegeben. Er macht ſich die ſchwärzeſten Vorwürfe, und ich muß ihm immer wieder ſagen, daß ich es war, die in ſeinen Plan gewilligt, daß ich dieſe Zuſammenkunft ſelbſt zwei Jahre hinausgeſchoben. „Mich verfolgen finſtre Geiſter," ruft er dann dumpf. „Mit mir iſt das Unglück! —"

O mein Freund, ſchütze, rette dieſe edle Seele! Er hat Dir mehr als einmal das Leben ge-

rettet; er wacht für Dich — Du haſt keinen treuern Engel wie ihn. Aber ſein unbeugſamer Trotz will es, daß Du nie erfahreſt, daß er lebt. Er wird ſicher meine Abſchiedsgrüße an Dich beſtellen, aber ihn ſelbſt wirſt Du nie ſehen. Welch ein unerklärliches Geheimniß waltet zwiſchen euch beiden. Laßt mich ſterbend euer Friedensengel ſein. Höre mein Gebot, meine Bitte, meinen innigſten Wunſch: ſuche ihn auf, reiche ihm die Hand, löſche die Flammen ſeines Kummers und laß einen der edelſten Menſchen an Deinem Buſen ruhn. Ihr ſeid für einander geſchaffen, warum ſeid ihr geſchieden? Wenn ihr es bis vor dem letzten Lebensmoment wart, ſeid es in dieſem Moment nicht mehr; gebe Einer dem Andern ſterbend das Zeugniß, daß eure Seelen für einander lebten, daß ihr vereint dort oben Rechenſchaft geben werdet, denn ſeine Thaten ſind die Deinen, Deine die ſeinigen. Es iſt keine Trennung, kein Unterſchied zwiſchen euch, außer,

daß Du in Glanz und Ruhm wirkeſt, und er in Dunkel und Nacht. Beide wandelt ihr auf einem Wege zur Gottheit. Ich durfte in dieſes Miſterium der Freundſchaft ſchauen, und ich danke dem Himmel für die Gunſt.

Erinnere Dich der glücklichen Tage unſrer Liebe, des ſchuldloſen heitern Zuſammenſeins. Das Vermächtniß jener Stunden gebe ich Dir auf Deinem Lebenswege mit. Lebe wohl, Du mein irdiſches Glück und meine Wonne. —

Es gibt ein Wiederſehn!

Meine Thränen benetzen dieſes Blatt, aber mein Blick ſchaut nach oben. —

Bemerkungen über Dionys aus dem Tagebuche Maria's.

Worin liegt die Kraft, die mich immer mehr an dieſen finſtern, geheimnißvollen Karakter bindet? Was kann ich ihm ſein? Er wäre geſchaffen eine

Welt umzugeſtalten, ſeinen Willen Nationen aufzuprägen.

Wie, wenn Florus ihn beleidigt, ihn verrathen hätte, und dieſes wäre die Rache, die Dionys nimmt? Es wäre im Sinne dieſes ſeltſamen Menſchen gehandelt; allein wäre Florus im Stande geweſen ſeinen Freund, und einen ſolchen Freund zu verrathen? Nimmermehr.

Und doch, nur von denen, die wir lieben, empfangen wir ſo blutige Kränkungen. Nie hörte ich den Namen irgend eines Menſchen, der ihn beleidigt hätte, von den Lippen Dionyſens. Die gewöhnlichen Menſchen ſind für ihn nicht da, und die außerordentlichen können einen Blick in die Tiefen dieſer Seele thun. Florus könnte es, und nur von ihm kann alſo die Beleidigung kommen.

Dionys hat dennoch geliebt, Bertrada heißt das Mädchen. Es muß eine ſehr frühe Jugendneigung geweſen ſein. Auch hier ſcheinen Mißtrauen und Zweifel ihr Spiel mit dem Armen

getrieben zu haben, denn er hat ſich von ihr auf immer losgeſagt, und bald darauf iſt ſie vom Gram getödtet worden. Dieſe Liebe kann aber ſeine Seele nicht ausgefüllt haben; Eiferſucht kann nie die Quelle ſeiner Erbitterung geweſen ſein.

Ich habe ihn ſo gut wie erforſcht — die Abendſtunde im Kloſtergarten war beſonders zu traulicher Mittheilung geeignet. Ob eingebildet, ob wirklich — er glaubt ſich von Florus verrathen. Von dem Moment dieſer Ueberzeugung war der ſichtbare Bund zwiſchen ihnen zerriſſen. Dionys ſchied von ihm auf ewig. Aber er vermochte es nicht von dieſer Seele zu ſcheiden, auf die er große Hoffnungen baute. Er ſelbſt iſt für das öffentliche Leben nicht geſchaffen: ſein Haß, ſeine Zweifelſucht, ſein Widerwille mit Menſchen zu verkehren, machen ihn unfähig offen zu wirken; aber im Geheim, in dem Dunkel, das ihm zuſagt, wird es ihm leicht alle jene Gebrechen aufzuſpüren, an denen die Zeit leidet. Er iſt einheimiſch in

den Höhlen des Elends, des Jammers, des Verbrechens, die der Fuß keines Glücklichen betritt; dort forscht er die geheimsten Wunden der leidenden Menschheit auf, und der Retter, der Helfer ist dann Florus. Ihm schreibt er in ausführlichen Mittheilungen alles was er im Geheim erforscht hat, und so gelingt es ihm auf die ausgebreitetste, segensreichste Art zu wirken. Sylvan ist dabei nicht untergeordnet; beide stehen gleich hoch, beide gehören zu einander um diesen Erfolg hervorzubringen. Florus, nicht ahnend, wer sein geheimnißvoller Gefährte ist, ergreift und prüft mit Umsicht den Rath, modelt ihn nach seiner Weltkenntniß und bringt ihn auf die rechte Weise in Anwendung. So ist dieser Bund eine Seele und ein Körper; die innigste Wechselwirkung der Kräfte nach Außen und der Fähigkeiten der Forschung im Innern der menschlichen Gesellschaft. Doch konnte diese bewundernswürdige Vereinigung nur durch die gänzliche Selbstverläugnung des

einen Theils bewirkt werden, und Dionys war es, der das Opfer willig brachte.

Es ist ein schmerzliches Opfer, denn er liebt seinen Florus grenzenlos. Wo er sich im Geheim den Anblick der theuren Freundeszüge verschaffen kann, da gibt er sich dieser Wonne mit der äußersten, oft Lebens-Gefahr hin. Sein entzückendster Traum ist einmal vor dem Tode den Geliebten umarmen zu dürfen, Brust an Brust mit ihm zu ruhen. Allein dieses ist auch nur ein Traum. Sylvan und Dionys werden sich nie wiedersehen. Er hat ihm Rache zugeschworen, und diese besteht darin, daß er für ihn todt ist; nichts wird ihn erwecken aus diesem kalten Grabesschlummer, selbst die tiefste Reue Sylvans nicht.

Aus diesem Tod ist aber das Leben erblüht. Sie waren geistig immer bei einander, und ihre entzückenden Umarmungen empfand die Menschheit durch Wohlthaten. Das ist ein Bund zwischen Männern, wie er sein soll, wie diese weichliche

frivole Zeit ihn nicht begreift. Ich habe dieſen beiden Männern nahe ſtehen dürfen, es war mir vergönnt in ihre Seele zu ſchauen, ich ſehe dieſe Ueberzeugung als ein Geſchenk der Gnade an. Wenn ich auf irgend einen Vorzug ſtolz ſein darf ſo iſt es hierauf. —

Dieſe Briefe waren, wie ich ſchon bemerkt habe, in ein Papier geſchlagen, und dieſes mit einer fremden Hand überſchrieben. Eine kleine Randbemerkung, die mir früher entgangen war, gab den Namen des Kloſters an, wo Maria gewohnt, und zugleich den Namen der Aebtiſſin. Von Dionys keine Zeile. Lebte Maria noch? Ich wagte es nicht zu hoffen. War Dionys noch nicht von dieſem Schauplatz ſeiner ſo unbegreiflichen ſeltſamen Thätigkeit geſchieden? Auch hierauf keine Antwort. Ich konnte dieſen peinigenden Zuſtand nicht ertragen; mein Entſchluß war

gefaßt. Am andern Morgen verließ ich Paris und eilte das bezeichnete Kloſter aufzuſuchen. Du wirſt es fühlen, mein theilnehmender Leſer, in welcher Aufregung ich mich befand. Es handelte ſich hier: ob ich aus dem Schiffbruch noch ein theures Leben würde gerettet ſehen, oder ob ich auf ewig alle meine Hoffnungen für ein Glück hienieden verloren geben ſollte. Begleite mich noch auf dieſem letzten bangen Wege.

Schluß der Geſchichte. — Ein Wiederſehen.

Es wäre unrecht und zugleich undankbar wenn ich nichts über das Schickſal meines treuen Georg's erwähnte, er, der die Hälfte meiner Lebenswanderung mit mir gemeinſchaftlich zurückgelegt. Ehe ich alſo im Verlauf dieſer Geſchichte, die ſich ihrem Ende nähert, weiter gehe, will ich bemerken, daß das Schickſal dieſes treuen Gefährten ein ſehr unglückliches war. Er fiel als Opfer ſeiner Treue. Vor Prag, wo er mein Leben zu retten beabſichtigte, wurde er die Beute eines feindlichen Bajonetts und ſtarb in meinen Armen. Treuer Georg, Friede deiner Aſche! Von dem Abentheuer im Kloſtergarten zu Schulpforta bis zu den Laufgräben vor Prag warſt du mir gleich treu ergeben und dein Geſchick war mit dem deines Herrn auf das engſte verflochten.

Ich erreichte das Kloſter bei einbrechender Dämmerung, und da ich nicht die Abſicht hatte die ehrwürdigen Nonnen zum „geweihten Herzen,“ in ſo ungeziemender Stunde in ihrer Andacht oder ihrem Schlummer zu ſtören, ſtieg ich in einem Städtchen ab, das am Fuße des Kloſterberges lag.

Ich verließ die engen Straßen und wanderte in die Dunkelheit hinaus, der Einſamkeit und meinem Kummer hingegeben. Der Himmel war mit einem ununterbrochenen Nebelgrau bedeckt, nur hier und da blickte ein Stern durch, hielt aber dem ſehnſüchtigen Blicke nicht Stand, ſondern verbarg ſich wieder fliehend im Gewölke. Die Mauern des hochliegenden Kloſters waren noch durch einen matten Schimmer beleuchtet den eine kleine röthliche Hellung am weſtlichen Horizonte in die dunkle Himmelskuppel warf. Es war ſchwül, kein Lüftchen regte ſich, und die Gruppen der Ulmen und Eichen ſtanden wie

ſchwarze rieſige Trümmer eines Gebäudes unbeweglich. Unwillkührlich dachte ich zurück an mein väterliches Schloß und an jenen Abend wo ich Marien zuletzt geſehen. Ueberwältigt von dieſem Gedanken lehnte ich an einem der alten Weidenſtämme des Ufers. Die dunkle Welle kräuſelte ſich zu meinen Füßen, und mitten in dieſe Stille klang der Schall eines Glöckchens vom Kloſter zu mir herüber.

Iſt das ein Zeichen deiner Nähe, Maria? rief ich erſchüttert. Aber nein — es beten die frommen Schweſtern über deinem Grabe! So endigt ſich der Traum unſres Lebens, unſrer Liebe. —

Dieſe Worte, die ich laut vor mich hinſprach, bewirkten, daß nicht weit von mir eine Geſtalt ſich aus dem Graſe emporhob und in der Dunkelheit auf mich zuwankte. Ich blieb ſtehen und fragte laut, erhielt aber keine Antwort. Die

dunkle Geſtalt blieb in der Entfernung von zehn Schritten unbeweglich ſtehen, dann machte ſie eine raſche Bewegung, ſtieß einen dumpfen Laut aus und eilte das Gebüſch zu erreichen, in deſſen Schatten ſie verſchwand. Der augenblickliche Schreck, den dieſe Unterbrechung meiner Träumereien mir verurſachte, war bald überwunden, und ich war überzeugt es mit einem unglücklichen Krüppel oder Bettler zu thun gehabt zu haben. Ich verließ den Platz und jener folgte mir nicht.

Als ich den Gaſthof erreicht hatte theilte ich dieſes Ereigniß dem Wirthe mit, und erfuhr von ihm, daß in der Gegend ſich ein Einſiedler aufhalte, der eine Hütte am Fluſſe bewohne und ſich von Almoſen nähre, die die Bewohner der Umgegend ihm brächten. „Wer iſt der Unglückliche?“ fragte ich.

„Niemand kennt ſeinen Namen,“ antwortete der Wirth. „Es ſcheint, daß er im Kriege um

das Seinige gekommen. Er iſt arm und verlaſſen. Viele halten ihn ſogar für wahnſinnig, aber das iſt er nicht — er iſt nur menſchenſcheu, und das iſt gewiß Folge ſeines Unglücks.“

„Kommt er hieher in die Stadt?“

„Niemals. Der einzige Ort, den er manchesmal beſucht, iſt das Kloſter oben; aber auch da nur den Kreuzgang, wo die Gräber der Nonnen ſich befinden.“

„Iſt er ſchon lange in dieſer Gegend?“

„Es werden jetzt acht Jahre ſein. Mein Vater hat ihn hier anlangen ſehn; ich war damals in der Fremde. Er lebt friedfertig, thut Niemandem etwas zu leide; im Gegentheil, wo er kann, hilft er durch Medikamente, von denen er eine Menge kunſtvoll zu bereiten verſteht.“

„Wollt Ihr mich zu ihm begleiten? Ich möchte ihn ſprechen.“

„Recht gern. Der Knecht mit der Laterne kann vorausgehn, denn die Nacht ist finster und die Hütte liegt ziemlich versteckt.“

Einige Minuten nach diesem Gespräch traten wir unsern Gang an. Meine Schritte waren unsicher und ich mußte mich auf meinen Gefährten stützen: So suchst du jetzt bei Nacht zitternd und gebückt vom Alter den Freund der Jugend auf, rief ich bei mir selbst. Werde ich in sein Antlitz schauen? Ist's Dionys? Ja, mein Herz sagt mir, daß ich ihn gefunden!

Wir hatten den Fluß erreicht, und drangen jetzt in die Gebüsche, in welche ich den nächtlichen Wandrer hatte verschwinden sehen. Der Thau perlte auf den Blättern, und diese benetzten unsre Wangen, tropften wie kalte Thränen auf meine Hand nieder. Die Laterne beleuchtete in grünen Lichtern die Gebüsche; Nacht und Stille rund um uns.

„Jetzt sind wir am Ziel,“ flüsterte mir der Wirth zu. „Dort ist die Hütte und auf jener Bank sitzt der Einsiedler. Näher dürfen wir nicht kommen, sonst bemerkt er uns und entflieht.“

Ich trennte mich von meinem Begleiter und ging allein auf die Hütte zu. Mein Herz schlug hörbar. Der Eremit hatte mir den Rücken zugewendet und saß über einem Buche gebeugt an einem Steintisch, auf dem eine Lampe brannte, die ihre spitzige Flammenzunge ruhig spielend in die stille Nachtluft streckte. Der lange Bart des Einsiedlers und ein Theil seines Gewandes an der Schulter empfing vom Lichte eine helle Einfassung. Ich stellte mich hinter einen breiten Stamm und beobachtete unverwandt die Stellung des frommen Mannes. Sie erinnerte mich natürlich auf keine Weise an den jugendlichen schönen Dionys, wie ich ihn gekannt. Jetzt erhob sich der Fromme, und sein Antlitz wurde mir sichtbar. Er that

einige Schritte und schien in tiefes Nachdenken versenkt. Er richtete die Blicke in die Gegend hin wo ich stand, und in diesen dunkeln Augen leuchtete mir jener Strahl entgegen, der einst mein Entzücken, mein Glück gewesen war. Nicht länger durfte ich zweifeln, ich sah Dionys vor mir. Mit einem lauten Schrei des Erkennens stürzte ich auf ihn zu. Er wich scheu zurück. „Wer ist da?" rief er, „wer stört meine Ruh?" —

„Ich bin es, ich — Dionys!" rief ich in athemloser Freude und suchte den Fliehenden zu ereilen. Er blieb vor der Thüre seiner Hütte stehn. — „Sie, Graf Sylvan — Du!" — „Dionys," rief ich mit überströmenden Thränen, grausamer, entsetzlicher Mensch!" — Er wankte und hielt sich an dem Steintisch; seine Linke bedeckte das Antlitz: „So sehen wir uns wieder!" murmelte er dumpf vor sich hin. — Ich flog in

seine Arme — lange lange hielt ich ihn umschlossen. Kein Wort wurde gewechselt. Zwei Greise lagen sich einander in den Armen und vergossen Freudenthränen. Die stille heilige Nacht war der Zeuge.

Wozu eine Schilderung von unserem Zusammensein in dieser ewig denkwürdigen Nacht; wozu die Gespräche wiederholen, die wir wechselten? Es waren die Räthsel gelöst, die bangen fürchterlichen Räthsel, die mir so manche qualvolle Stunde bereitet. Ich zürnte dem Freunde und dennoch wenn ich dachte, daß jener Grabhügel in der Heimath den Theuren nicht in der dunkeln Hülle barg, daß ich ihn lebend an den Busen schloß, wurde mein Zürnen zu einem Dankgebet. Wenn man so nah am Grabe sich fühlt ist die strengste Aufrichtigkeit mehr Pflicht als jemals; wir tauschten diese gegen einander aus, und Dyonys hatte mir eben so viel abzubitten als ich ihm.

Den andern Tag besuchten wir Maria's Grab. Sie war der Engel im Leben, sie war es auch im Tode. Auf ihrem Hügel knieeten die zwei Greise und wandten ihre Blicke zu Gott.

„Es kommt eine bessere Zeit," rief Dionys mir die Hand reichend. „Wir — wir haben um sie gelitten und für sie gewirkt. Nicht umsonst haben wir gelebt!" Bei diesen Worten ging ein Säuseln über den stillen Kreuzgang des Klosters „zum geweihten Herzen"; es war Maria's Gruß. Wir senkten im Gebete still die Häupter.

64653603

Maria's Gr
e war es
eeten die
Gott.
rief Di
wir haben
Nicht umso
rten ging
des Klost
war Mari
die Häupt